

Inhalt

Katholikinnen verweilen länger im Elternhaus 1

Sorgen über die Altersversorgung beeinträchtigen die Lebenszufriedenheit 7

Finanzielle Probleme und Stress im Lebenslauf haben einen Einfluss auf das Risiko einer Herzkrankung im späteren Leben 12

Buchhinweis:
Quality of life in Europe - facts and views 16

Tagungshinweis:
Villa Vigoni-Konferenz 2015 "Social Monitoring and Reporting in Europe" 16

Tagungshinweis:
Lebensqualitätsforschung zwischen Wissenschaft und Politikberatung 16

Katholikinnen verweilen länger im Elternhaus

Verlaufsanalysen zur Familienbiografie in Deutschland

Lebensformen neben der klassischen Ehe von Männern und Frauen und eine gesunkene Fertilität prägen in Deutschland die Diskussion um die moderne Familie. Kirchen und Religionsgemeinschaften beziehen durchaus Stellung zu Fragen von Familie und Fertilität, in besonderem Maße die katholische Kirche. Der Einfluss der Kirche auf das private Familienleben scheint allerdings rückläufig zu sein. In Deutschland weisen sinkende Mitgliederzahlen bei den großen Volkskirchen auf eine zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft hin. Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag der Frage nachgegangen, inwieweit sich in Deutschland Angehörige verschiedener Konfessionen hinsichtlich familienbiografischer Ereignisse unterscheiden. Auch wenn man von einem schwindenden Einfluss der Amtskirchen auf den Lebensalltag der Kirchenmitglieder ausgeht, könnten spezifische Verhaltensvorgaben oder auch eher allgemeine normative Erwartungen einen Niederschlag im Verhalten mit sich bringen. Entgegen dem Säkularisierungstrend haben in den letzten Jahrzehnten durch Zuwanderungsprozesse religiöse Gruppen, die nicht zu den beiden großen Kirchen gehören, an Bedeutung gewonnen. Auch hier stellt sich die Frage, ob sich dies in den Familienbiografien in Deutschland niederschlägt. Dieser Beitrag hat Entwicklungsphasen im Blickfeld, die durch die Ereignisse Auszug aus dem Elternhaus, Eheschließung und Geburt von Kindern gekennzeichnet sind. Welche Rolle spielt die Konfessions- bzw. Religionszugehörigkeit für das Timing dieser familienbiografischen Ereignisse?

Konfessionelle Aspekte spielen auch in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion um familiales Verhalten eine nicht unwesentliche Rolle. Pollack und Rosta (2015: 150) konstatieren für Westdeutschland Parallelen bei der Entwicklung der religiös-kirchlichen Strukturen und den Familienstrukturen seit Mitte der 1960er Jahre: Die zunehmende Säkularisierung geht mit sinkenden Erstheiratsziffern und Geburtenraten einher. Auch Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern werden auf konfessionelle Differenzen zurückgeführt. So wird als ein Aspekt zur Erklärung der Ost-West-Differenzen bei Familiengründung und Fertilität die säkulare ostdeutsche Tradition genannt (Kopp/Richter 2015). Die Nutzung verschiedener Kontrazeptiva sowie Schwangerschaftsabbruch waren in der früheren DDR gebräuchliche Methoden der Familienplanung, eine Ehescheidung vergleichsweise einfach. In den alten Bundesländern war, neben den Unterschieden in der staatlichen Familienpolitik vor der deutschen Wiedervereinigung, auch die konfes-

sionelle Bindung weiter verbreitet als in den neuen Bundesländern und der Einfluss der Kirche auf viele Aspekte des Lebens ausgeprägter. Insbesondere der Schwangerschaftsabbruch wird von den großen Volkskirchen abgelehnt. Deutlich und mit offizieller Lehrmeinung äußert sich die katholische Kirche zu Familie und Geburten (McQuillan 2004). Sie stützt die Ehe und lehnt den Gebrauch nicht natürlicher Maßnahmen zur Geburtenkontrolle, außereheliche Sexualität und wechselnde oder gleichgeschlechtliche Partnerschaften ab. Auch wenn viele Katholiken diese Vorgaben nicht oder nicht in vollem Umfang praktizieren, kann man annehmen, dass Werthaltungen und Verhalten der Kirchenmitglieder nicht unabhängig von der konfessionellen Bindung sind und die gewählte Lebensform beeinflussen. Andere christliche Religionen haben weniger restriktive Sichtweisen hinsichtlich der Verhütung, aber auch eine strenge Ablehnung von Schwangerschaftsabbruch. In der Islamischen Lehre wird zwar keine universelle Position vertreten, allerdings finden sich in

der neueren Lehre Stimmen, die sich für Geburtenkontrolle aussprechen, Abtreibung und verschiedene Formen von Verhütung, insbesondere Sterilisation, finden allerdings Ablehnung. Obwohl es keine einheitliche Lehrmeinung im Islam dazu gibt, werden in islamischen Bevölkerungen bei Befragungen religiöse Gründe für das Unterlassen von Verhütung genannt.

In Bezug auf Fertilität nennt McQuillan (2004) drei Elemente, die für den Einfluss von Religionen von Bedeutung sind. Es sollte Verhaltensnormen geben, die einen Bezug zum Geburtenverhalten haben, es bedarf der Kommunikation, um die Mitglieder zu erreichen und die Befolgung einzufordern, und weiterhin sollten die Mitglieder ein hohes Maß an Zugehörigkeit zur Religionsgemeinschaft empfinden. Ein ideologischer Einfluss der Religion hinsichtlich des Familienlebens, der Sexualität oder geschlechtsspezifischer Verhaltensnormen wird dabei vor allem jenseits spezifischer Verhaltensregeln gesehen. Die hohe Fertilität bei Muslimen wird mit Widerstand gegenüber den ökonomischen und kulturellen Wandlungen im Zuge der Globalisierung sowie einem zunehmenden Einfluss der Religion auf das soziale und demografische Verhalten in Verbindung gebracht. Norris und Inglehart (2004) postulieren einen Zusammenhang zwischen wohlfahrtsstaatlicher Absicherung einer Bevölkerung und einem Bedeutungsverlust von religiösen Überzeugungen, was zu sinkender Fertilität führt. Mit der zunehmenden Befreiung von existenziellen Sorgen, werden religiöse Werte durch individualistische und nicht kirchlich definierte Werte ersetzt, die auch zu einem Rückgang der Geburten führen. Einhergehend mit dem Prozess einer zunehmenden Säkularisierung in vielen Gesellschaften, werden auch Gesellschaften mit steigendem Anteil religiöser Menschen identifiziert, die zudem ein Bevölkerungswachstum aufweisen (vgl. Blume 2006). Dies trifft vor allem für die muslimische Welt zu. Die Immigration nach Deutschland aus diesen Gesellschaften dürfte dem allgemeinen Säkularisierungstrend entgegenstehen.

Andere Ansätze betonen die rationale Auswahlentscheidung hinsichtlich einer Familiengründung aus einer Vielzahl von Optionen und Wahlmöglichkeiten (Kopp/Richter 2015). Das Risiko einer langfristigen Festlegung der weiteren Biografie durch Familie und Kinder sowie mögliche Opportunitätskosten, d. h. dass vorhandene Möglichkeiten nicht genutzt werden, werden in das Kalkül für die weitere Lebensplanung einbezogen. Insbesondere bei höher gebildeten Frauen, mit vergleichsweise günstigen Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit, steht eine Familiengründung mit Kindern diesen Alternativen in der persönlichen Biografie entgegen. Diejenigen, die ihren Spielraum nicht durch religiöse Vorschriften einschränken, stehen neben Familie und Kindern eine Vielzahl von Optionen für die Lebensplanung zur Verfügung. Auch hinsichtlich der Wohnortsgröße sind Unterschiede beim Timing familienbiografischer Ereignisse wegen unterschiedlicher Opportunitätsstrukturen zu erwarten. In ländlichen Gebieten könnten geringere Arbeitsmarktchancen als in städtischen Gebieten und weniger Gelegenheiten zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften die Attraktivität einer Familiengründung erhöhen (vgl. Weick 2004). Daneben dürfte auch das höhere Maß an sozialer Kontrolle in ländlichen Gebieten nichtehelichen Lebensgemeinschaften stärker entgegenstehen als in städtischen Gebieten. Konfessionsunterschiede im Timing familienbiografischer Ereignisse werden auch auf Struktureffekte zurückgeführt, d. h. auf die sozialstrukturelle Zusammensetzung religiöser Gruppen (Heineck 2012). Nicht die religionspezifischen Wertvorstellungen wären dann entscheidend für Haushalts- und Familienbildung, sondern die Zusammensetzung der konfessionellen Gruppen hinsichtlich der relevanten sozioökonomischen Merkmale. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der eigenständigen statistischen Erklärungskraft der Zugehörigkeit zu verschiedenen Religionsgemeinschaften auf das Timing familienbiografischer Ereignisse von Frauen.

Für die vorliegende Studie werden die Daten der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS)¹ verwendet

und neben den Angaben zur Konfession insbesondere auf das mehrfach replizierte Fragemodul zur Familienbiografie² sowie auf die Fragen zu Kindern innerhalb und außerhalb des Haushaltes, die ab 1996 regelmäßig erhoben wurden, zurückgegriffen. Für die Analyse von Familienbiografien hat die Nutzung von Retrospektivfragen zur Erfassung des Zeitpunktes der familienbiografischen Ereignisse, wie sie auch im ALLBUS enthalten sind, einen zentralen Stellenwert. Anhand dieser Angaben lassen sich Lebensverläufe rekonstruieren und Regelmäßigkeiten identifizieren. Damit steht ein Instrument zur Analyse individueller Längsschnittbiografien zur Verfügung. Durch die Kumulation mehrerer Querschnittsbefragungen, ist es möglich, Analysen auf der Basis höherer Fallzahlen durchzuführen und auch aktuelle Entwicklungen einzubeziehen. Eine Einschränkung liegt darin, dass individuelle Verläufe für nichteheliche Partnerschaften sowie weitere Bereiche wie Ausbildungs- und Erwerbsbiografie nicht retrospektiv erfasst sind und damit auch nicht in zeitlichem Bezug analysiert werden können³. Die individuellen Familienbiografien werden mit den Methoden der Ereignisanalyse analysiert (Blossfeld et al. 2007). Dabei werden auch rechtszensierte Fälle, bei denen das Ereignis bis zum Befragungszeitpunkt noch nicht eingetreten ist, für die Berechnung verwendet. Dies ist insbesondere bei jungen Geburtsjahrgängen von Bedeutung.

Anteil der Konfessionslosen nimmt deutlich zu

Zunächst wird der Frage nachgegangen, wie sich die konfessionelle Bindung der Bevölkerung in Deutschland entwickelt hat. In den ALLBUS-Erhebungen wird seit 1980 nach der Konfessionszugehörigkeit gefragt. Der Mitgliederschwund der beiden großen Volksreligionen in den alten Bundesländern zeigt sich in einer erheblichen Zunahme des Bevölkerungsanteils ohne konfessionelle Bindung. Während 1980 nur 6,6% der westdeutschen Erwachsenen keiner Konfessionsgemeinschaft angehörten, waren es 2002 schon 15,2% und 2012

Tabelle 1: Bevölkerungsanteil nach Religionsgemeinschaften (in %)

Erhebungsjahr	Religionsgemeinschaft					
	evangelisch ohne Freikirchen	evangelische Freikirchen	römisch-katholisch	andere christliche	andere nicht-christliche	keine
Westdeutschland						
1980 ¹	47,8	2,5	42,1	0,6	0,3	6,6
1992	41,7	1,0	42,3	1,6	1,0	12,3
2002	38,7	1,4	39,5	2,0	3,2	15,2
2012	35,1	1,1	38,9	2,6	4,5	17,9
Ostdeutschland						
1992	27,2	1,2	4,3	0,4	0,4	66,4
2002	28,4	0,8	6,6	0,9	0,4	62,9
2012	24,8	1,6	4,2	1,1	0,3	67,9

¹ 1980 nur Befragte mit deutscher Staatsangehörigkeit
Datenbasis: Allbus 1980 - 2012 (kumuliert); doi: 10.4232/1.11898

sogar 17,9%. Auf der anderen Seite hat im gleichen Zeitraum von 1980 bis 2012 der Anteil, der den beiden großen Kirchen angehört, abgenommen: Bei Protestanten von 47,8% auf 35,1% und bei den Katholiken etwas weniger stark von 42,1% auf 38,9%⁴. Auffallend ist, dass im gleichen Zeitraum bei anderen christlichen und noch stärker bei nicht-christlichen Religionsgemeinschaften eine deutliche Zunahme zu verzeichnen ist. Erstere hatte 2012 einen Bevölkerungsanteil von 2,6%, letztere von 4,5%. 1980 war die Verbreitung dieser beiden Religionsgemeinschaften, mit jeweils deutlich unter einem Prozent, noch erheblich geringer. Dem Trend einer zunehmenden Säkularisierung in den alten Bundesländern steht die Ausweitung dieser kleineren Religionsgemeinschaften entgegen.

In Ostdeutschland, mit seiner säkularen Tradition, ist die konfessionelle Bindung deutlich geringer als in Westdeutschland und die Veränderungen seit dem Beginn der 1990er Jahre sind erheblich kleiner als in den alten Bundesländern. Etwa zwei Drittel der Ostdeutschen gehören keiner Religionsgemeinschaft an, ein Viertel ist protestantisch. Katholiken stellen in den neuen Bundesländern mit einem Anteil von 4,2% nur eine kleinere Konfessionsgemeinschaft, neben anderen christlichen Religionen mit einem Anteil von 1,1% dar. Weit unter einem Prozent liegt der Anteil von nicht-christlichen Religionsgemeinschaften⁵ in

den neuen Bundesländern, was sich nicht zuletzt auf den geringen Migrantenanteil zurückführen lässt.

Katholische junge Frauen leben länger bei den Eltern

Im Folgenden werden die Ergebnisse von Cox-Regressionen auf das Timing der Ereignisse Auszug aus dem Elternhaus, erste Heirat sowie erste, zweite und dritte Geburten von Kindern von Frauen präsentiert. Dazu werden jeweils drei Regressionsmodelle berechnet, die sukzessive erweitert werden. Im ersten Modell werden zunächst die Effekte von Geburtskohorten, im zweiten zusätzlich die Konfessionszugehörigkeit und im dritten Bildungsjahre⁶ sowie die Wohnortgröße kontrolliert. Da die gesellschaftlichen Randbedingungen in der früheren DDR sich deutlich von denen in Westdeutschland unterscheiden, werden im dritten Modell die Variablen zur Bildung und zur Wohnortgröße separat für den Zeitverlauf während des Bestehens der DDR (bis 1990) kontrolliert⁷. Die ausgewiesenen Effekte der Cox-Regressionen können als Multiplikatoren auf die Übergangsrate (Hazardrate) interpretiert werden. Ein Koeffizient von 1,2 bedeutet dann eine um 20% höhere, ein Koeffizient von 0,8 eine um 20% niedrigere Hazardrate.

Beim Auszug aus der elterlichen Wohnung steigt in der Kohortenfolge zunächst die

Auszugsrate und sinkt dann bei der letzten Kohorte wieder ab (Tabelle 2: Modell 1.1). D. h. Frauen ziehen in der Abfolge der Kohorten zunächst immer früher aus dem Elternhaus aus und erst bei der jüngsten Kohorte ist wieder ein Aufschub zu erkennen. Dabei unterscheiden sich alte und neue Bundesländer nicht signifikant. Hinsichtlich der Konfessionszugehörigkeit findet man signifikante Effekte: Die Hazardrate ist bei katholischen Frauen 16% niedriger und bei konfessionslosen 15% höher als bei evangelischen (Modell 1.2). Frauen in den alten Bundesländern, die in Großstädten leben, ziehen früher aus dem Elternhaus aus als Frauen aus kleineren Wohnorten (Modell 1.3). Ein vollständigeres Bild der Familienbiografie ergibt sich, wenn man Ereignisse, die die Familiengründung bestimmen, d. h. Heirat und die Geburt des ersten Kindes, in die Betrachtung einbezieht. So hat z. B. eine soziale Gruppe, die jung das Elternhaus verlässt und spät heiratet bzw. Kinder bekommt, eine lange Phase eigenständigen Lebens außerhalb der traditionellen Familienformen, die durch hohe Anteile von Singles, unverheiratet Zusammenlebenden und weiteren Lebensformen gekennzeichnet ist.

Geringe Heiratsneigung bei konfessionslosen Frauen

Bei der ersten Heirat von Frauen in Westdeutschland ist nach einem Anstieg der Hazardrate bei Frauen der Kohorte 1942 bis

Tabelle 2: Alter von Frauen beim Auszug aus dem Elternhaus und bei der 1. Heirat – Cox-Regressionen

Modell	(1.1) Auszug Elternh.	(1.2) Auszug Elternh.	(1.3) Auszug Elternh.	(1.4) 1. Heirat	(1.5) 1. Heirat	(1.6) 1. Heirat
Geburtskohorten						
1932 - 1941 (Referenz)	1	1	1	1	1	1
1942 - 1951	1,22**	1,23**	1,22**	1,17***	1,17***	1,25***
1952 - 1961	1,49***	1,48***	1,47***	0,81***	0,81***	0,90
1962 - 1971	1,47***	1,44***	1,43***	0,52***	0,52***	0,59***
1972 - 1993	1,21**	1,20*	1,20*	0,35***	0,35***	0,40***
Ostdeutschland						
1942 - 1951 * Ostd,	1,05	1,05	1,07	1,17	1,19	1,06
1952 - 1961 * Ostd,	1,01	0,99	1,01	1,34*	1,39**	1,26
1962 - 1971 * Ostd,	1,12	1,11	1,11	1,09	1,14	1,46**
1972 - 1993 * Ostd,	0,76	0,76	0,72	0,45***	0,46***	1,00
Religionsgemeinschaft						
evangelisch (Referenz)		1	1		1	1
katholisch		0,84***	0,85***		1,03	0,98
andere christliche		1,05	1,03		1,62***	1,58***
nicht-christliche		0,95	0,92		1,79***	1,79***
keine		1,15**	1,13*		0,81***	0,88*
Bildungsjahre BRD						
Bildungsjahre DDR			1,00			0,91***
Stadt BRD (ab 50,000 Einwohner)						
Stadt DDR (ab 50,000 Einwohner)			1,09			0,82*
N Personen	2788	2788	2788	4544	4544	4544
N Ereignisse	2489	2489	2489	3517	3517	3517
Log Likelihood	-17803,50	-17789,16	-17786,40	-26444,61	-26416,81	-26295,50
Chi2	86,99	115,30	122,47	530,95	587,43	793,75

Exponentiated coefficients; * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

Datenbasis: Allbus 1980 - 2012 (kumuliert); doi: 10.4232/1.11898

1951 ein Trend zu einer immer geringeren Rate zu erkennen. Hier zeigt sich sinkende Heiratsneigung bei den jüngeren Geburtsjahrgängen (Modell 1.4). Bei der westdeutschen Geburtskohorte von 1972 bis 1993 liegt die Heiratsrate um 65% niedriger als in der Referenzkohorte (Westdeutschland 1932 bis 1941). Noch deutlicher zeigt sich die gesunkene Heiratsneigung bei der jüngsten Frauenkohorte in den neuen Bundesländern: Die Hazardrate ist sogar um 84% ($0,35 \cdot 0,45$) niedriger als in der Referenzkohorte. Mit den veränderten gesellschaftlichen Randbedingungen nach dem Beitritt zur Bundesrepublik werden in Ostdeutschland mittlerweile langfristige Bindungen durch eine Ehe sogar in noch spätere Lebensabschnitte verschoben als in Westdeutschland. Dagegen war die Heiratsneigung bei der älteren ostdeutschen Frauenkohorte von 1952 bis 1961 noch höher als bei der entsprechenden westdeutschen Kohorte.

Wie unterscheiden sich nun die Konfessionen? Katholikinnen heiraten nicht später als Protestantinnen (Modell 1.5). Unterschiede zwischen den beiden großen Volksreligionen erweisen sich als nicht signifikant. Dagegen liegt die Heiratsrate bei konfessionslosen Frauen um 19% niedriger als bei Frauen der Volksreligionen⁸. Die deutlich wachsende gesellschaftliche Gruppe der Konfessionslosen zeichnet sich damit durch eine besonders geringe Heiratsneigung aus. Dies entspricht durchaus den theoretischen

Erwartungen, da bei geringerer religiöser Bindung das Abwägen zwischen verschiedenen Optionen neben der Ehe stärker zum Tragen kommen sollte und Entscheidungsalternativen, z. B. für eine Erwerbskarriere, an Bedeutung gewinnen. Da konfessionslose Frauen nicht nur später heiraten als konfessionell gebundene, sondern auch früher das Elternhaus verlassen, ist bei ihnen die Phase eines eigenständigen Lebens außerhalb der traditionellen Ehe besonders ausgeprägt. Anders verhält es sich bei den wachsenden Gruppen der nicht-christlichen sowie anderen christlichen Religionsgemeinschaften. Sie unterscheiden sich im Heiratsverhalten deutlich von Mitgliedern der beiden großen Konfessionen und vor allem von konfessionslosen Frauen. Ihre Erstheiratsrate liegt um 79% bzw. 62% höher als bei der Referenzgruppe. Bei ihnen dürfte es sich überwiegend um Frauen mit Migrationshintergrund handeln⁹.

Inwieweit es religiöse Erwartungen sind, die das Verhalten strukturieren und zur früheren Eheschließung führen, kann hier nicht identifiziert werden. Es kann allerdings aus einer strukturtheoretischen Perspektive der Frage nachgegangen werden, ob konfessionelle Unterschiede im Timing auf relevante sozialstrukturelle Differenzen zurückzuführen sind. Modell 1.6 zeigt zunächst, dass die Zeit, die in die Ausbildung investiert wurde (Bildungsjahre), zwar keinen signifikanten Effekt für die frühere DDR hat,

für die Bundesrepublik (einschließlich Ostdeutschland ab 1990) verringert sich allerdings erwartungsgemäß die Heiratsrate mit zunehmender Bildungsinvestition. Auch die Erwartung, dass Frauen in größeren Städten ab 50.000 Einwohner eine niedrigere Heiratsrate aufweisen als in kleineren Gemeinden bestätigt sich. Sind die signifikanten Koeffizienten der Konfessionszugehörigkeit nun auf Unterschiede bei Bildung und Wohnortgröße zurückzuführen? Die Effekte für die verschiedenen Religionsgemeinschaften bleiben auch im erweiterten Modell signifikant und bei nicht-christlichen Religionsgemeinschaften ändert sich auch die Effektstärke nicht. Für andere christliche Religionsgemeinschaften verringert sich die Effektstärke um vier und bei Konfessionslosen um sieben Prozentpunkte. Für diese beiden Religionsgemeinschaften lassen sich Effekte zum Teil auf Bildung und Gemeindegröße zurückführen. Konfessionelle Unterschiede beim Heiratsalter von Frauen bleiben somit auch im vollständigen Modell erhalten und können nicht oder nicht vollständig auf die untersuchten sozialstrukturellen Unterschiede zurückgeführt werden.

Tendenz zur Familienerweiterung unterscheidet Lebensverläufe von Frauen nicht-christlicher Religionsgemeinschaften

In den Tabellen 3 und 4 sind wiederum jeweils drei Cox-Regressionsmodelle für die

Tabelle 3: Alter von Frauen bei der Geburt des 1. und 2. Kindes – Cox-Regressionen

Modell	(2.1) 1. Kind	(2.2) 1. Kind	(2.3) 1. Kind	(2.4) 2. Kind	(2.5) 2. Kind	(2.6) 2. Kind
Geburtskohorten						
1932 - 1941 (Referenz)	1	1	1	1	1	1
1942 - 1951	1,07	1,07	1,14***	0,88**	0,89**	0,92
1952 - 1961	0,86***	0,86***	0,96	0,79***	0,80***	0,86***
1962 - 1971	0,69***	0,70***	0,81***	0,72***	0,73***	0,81***
1972 - 1993	0,58***	0,56***	0,68***	0,57***	0,55***	0,63***
Ostdeutschland						
1942 - 1951 * Ostd,	1,15	1,18*	1,12	1,08	1,13	1,07
1952 - 1961 * Ostd,	1,68***	1,76***	1,68***	1,50***	1,64***	1,67***
1962 - 1971 * Ostd,	1,67***	1,74***	2,16***	1,16	1,27**	2,07***
1972 - 1993 * Ostd,	0,94	1,02	1,65***	0,87	0,98	1,99***
Religionsgemeinschaft						
evangelisch (Referenz)		1	1		1	1
katholisch		1,03	0,99		1,05	1,02
andere christliche		1,25**	1,30**		1,36***	1,42***
nicht-christliche		1,74***	1,76***		1,90***	1,99***
keine		0,80***	0,86***		0,68***	0,72***
Bildungsjahre BRD						
Bildungsjahre BRD			0,91***			0,93***
Bildungsjahre DDR						
Bildungsjahre DDR			0,96***			1,00
Stadt BRD (ab 50,000 Einwohner)						
Stadt BRD (ab 50,000 Einwohner)			0,81***			0,76***
Stadt DDR (ab 50,000 Einwohner)						
Stadt DDR (ab 50,000 Einwohner)			0,82***			0,86*
N Personen	11667	11667	11667	11679	11679	11679
N Ereignisse	8479	8479	8479	5776	5776	5776
Log Likelihood	-71353,59	-71288,66	-70967,20	-50935,26	-50838,84	-50675,54
Chi2	747,51	845,37	1559,89	199,54	373,89	736,12

Exponentiated coefficients; * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$
Datenbasis: Allbus 1980 - 2012 (kumuliert); doi: 10.4232/1.11898

erste bis zur vierten Geburt von Kindern dargestellt. In den ersten Modellen, bei denen nur die Kohortenzugehörigkeit kontrolliert wird, zeigen die Koeffizienten den Rückgang der Geburtenneigung über die Geburtskohorten hinweg. Der Rückgang der Geburtenneigung zu dritten und vierten Kindern ist dabei frühzeitig – bereits bei den älteren west- und ostdeutschen Frauenkohorten – schon deutlicher ausgeprägt als bei ersten und zweiten Kindern. Zieht man das erste Kind in Betracht, ist die Hazardrate in der jüngsten Kohorte am niedrigsten. Dabei sind immer noch Unterschiede zwischen alten und neuen Bundesländern zu erkennen. Obwohl bei ostdeutschen Frauen der jüngsten Kohorte der Rückgang der Hazardrate besonders stark ist, erweist sich die Neigung zum ersten Kind immer noch höher als bei westdeutschen Frauen dieser Geburtsjahrgänge, was sich aus dem signifikanten Effekt für Ostdeutschland schließen lässt. Nach dem Ende der früheren DDR wurden nicht nur Ehen, sondern auch die langfristige Bindung durch ein Kind in spätere Lebensabschnitte verschoben. Anders als die Heiratsneigung, ist die Tendenz zum ersten Kind in den neuen Bundesländern aber immer noch stärker ausgeprägt als in den alten.

Die um die Religionsgemeinschaft erweiterten Modelle zeigen, dass sich katholische und evangelische Frauen hinsichtlich des Timings der ersten und zweiten Geburt von

Kindern nicht unterscheiden, bei dritten und vierten Kindern liegt die Hazardrate katholischer Frauen immerhin um 20% bzw. 31% höher. Konfessionslose Frauen haben dagegen eine geringere Neigung zu ersten und vor allem zu zweiten Kindern¹⁰.

Bei ihnen liegt die Hazardrate um 20% bzw. 32% niedriger als bei der Referenzgruppe. Was zeigt sich nun hinsichtlich der kleineren religiösen Gruppen? Die Zugehörigkeit zu anderen christlichen und vor allem nicht-christlichen Religionsgemeinschaften geht mit einer deutlich höheren Neigung zur Geburt von Kindern einher. Besonders auffallend ist die ausgeprägte Neigung zu dritten und vierten Kindern bei Frauen nicht-christlicher Religionsgemeinschaften. So ist bei ihnen die Übergangsrate für dritte Kinder mehr als dreimal und für vierte Kinder sogar mehr als sechsmal so hoch als bei protestantischen Frauen in Deutschland. Lebensverläufe von Frauen nicht-christlicher Religionsgemeinschaften sind damit nicht nur durch eine höhere Neigung zur Eheschließung gekennzeichnet, sondern insbesondere durch die Tendenz zur Familienerweiterung. Bei der letzten Gruppe handelt es sich in erster Linie um Frauen mit Migrationshintergrund: 2012 waren 58% dieser Gruppe nicht in Deutschland geboren. Man kann vermuten, dass einerseits eine stärkere Familienorientierung sowie eine insgesamt höhere kulturell geprägte Geburtenneigung im Herkunftsland das

Verhalten beeinflussen. Auch eine Zugehörigkeit zum Islam, der weitaus größten nicht-christlichen Glaubensgemeinschaft in Deutschland (2012: 84% der nicht-christlichen Religionsgemeinschaften), dürfte mit höheren Erwartungen hinsichtlich der Fertilität einhergehen, wenn dazu auch keine allgemeine oder offizielle Position in der islamischen Lehre vertreten wird (McQuillan 2004). Deutliche Unterschiede zu den großen konfessionellen Gruppen zeigen sich auch hinsichtlich erster Kinder. Frauen nicht-christlicher Religionsgemeinschaften weisen eine um immerhin 74% höhere Hazardrate für die Geburt des ersten Kindes auf. Dies spricht dafür, dass es weniger eine übergreifende Lehrmeinung zu Sexualität, Ehe und Fertilität wie in der katholischen Kirche ist, die Familiengründung und -erweiterung beeinflussen als eher allgemeine Erwartungen in den einzelnen Religionsgemeinschaften. Auch die Minderheit anderer christlicher Religionsgemeinschaften unterscheidet sich von den Angehörigen der großen Konfessionen, wenn auch nicht so stark wie Frauen, die nicht-christlichen Religionsgemeinschaften angehören. Bei ihnen ist die Tendenz zu ersten und weiteren Geburten von Kindern ebenfalls höher als in der Referenzgruppe.

Die Modellerweiterungen zeigen, dass Bildung und Wohnortgröße für die Geburt von Kindern wichtige Unterscheidungsmerkmale darstellen. Mit zunehmender Bildung sinkt

Tabelle 4: Alter von Frauen bei der Geburt des 3. und 4. Kindes – Cox-Regressionen

Modell	(3.1) 3. Kind	(3.2) 3. Kind	(3.3) 3. Kind	(3.4) 4. Kind	(3.5) 4. Kind	(3.6) 4. Kind
Geburtskohorten						
1932 - 1941 (Referenz)	1	1	1	1	1	1
1942 - 1951	0,57***	0,58***	0,59***	0,40***	0,39***	0,40***
1952 - 1961	0,59***	0,59***	0,63***	0,50***	0,47***	0,51***
1962 - 1971	0,54***	0,53***	0,58***	0,46***	0,41***	0,47***
1972 - 1993	0,52***	0,46***	0,51***	0,38***	0,27***	0,32***
Ostdeutschland						
1942 - 1951 Ost	0,97	1,02	1,01	1,44	1,54	1,62
1952 - 1961 Ost	1,10	1,23	1,30	1,02	1,16	1,07
1962 - 1971 Ost	0,93	1,05	1,28	1,06	1,23	0,95
1972 - 1993 Ost	0,51*	0,62	0,79	0,67	0,96	0,74
Religionsgemeinschaft						
evangelisch (Referenz)		1	1		1	1
katholisch		1,20***	1,18**		1,31*	1,26*
andere christliche		1,64***	1,72***		2,11**	2,22**
nicht-christliche		3,07***	3,24***		6,32***	6,65***
keine		0,67***	0,72***		0,83	0,91
Bildungsjahre BRD						
Bildungsjahre BRD			0,94***			0,90***
Bildungsjahre DDR						
Bildungsjahre DDR			0,96**			0,87***
Stadt BRD (ab 50,000 Einwohner)						
Stadt BRD (ab 50,000 Einwohner)			0,75***			0,70***
Stadt DDR (ab 50,000 Einwohner)						
Stadt DDR (ab 50,000 Einwohner)			0,88			1,01
N Personen	11679	11679	11679	11679	11679	11679
N Ereignisse	2022	2022	2022	634	634	634
Log Likelihood	-18291,55	-18216,53	-18171,95	-5713,58	-5659,18	-5631,31
Chi2	166,33	304,06	374,70	89,56	203,67	237,17

Exponentiated coefficients; * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Datenbasis: Allbus 1980 - 2012 (kumuliert); doi: 10.4232/1.11898

meist die Tendenz Kinder zu bekommen. Dabei ist der Bildungseffekt für die Zeiten der früheren DDR – mit Ausnahme des vierten Kindes – geringer als für die Bundesrepublik. Bildung hat demnach unter den gesellschaftlichen Randbedingungen der Bundesrepublik, mit einer Vielzahl von Wahlmöglichkeiten im Lebensverlauf, einen vergleichsweise starken Einfluss auf Familienbildung und Familienerweiterung. Wie unterscheiden sich Stadt und Land? Das Leben in größeren Städten geht mit einer geringeren Tendenz zur Geburt, zumindest eines ersten Kindes, einher. Geringere soziale Kontrolle, bessere Arbeitsmarktchancen und nicht zuletzt höhere Wohnkosten in größeren Städten dürften sich nicht nur bei Ansässigen auf das Timing des Familienzyklus auswirken, sondern auch Zu- und Abwanderung beeinflussen. Familiengründungen, vor allem aber Familienerweiterungen findet man eher in kleineren Städten und Gemeinden als in Großstädten. Während sich der Effekt bei Frauen in der Bundesrepublik für weitere Kinder sogar verstärkt, konnte für die frühere DDR bei dritten und vierten Kindern kein signifikanter Effekt der Wohnortgröße mehr nachgewiesen werden. Die zusätzliche Berücksichtigung von Bildung und Gemeindegröße in den erweiterten Modellen führt nicht dazu, dass Effekte für die Religionsgemeinschaft ihre Signifikanz verlieren, allerdings werden die Effekte für Konfessionslose kleiner. Differenzen zwischen den Religionsgemeinschaften können somit wiederum höchstens teilweise erklärt werden. Die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Religionsgemeinschaften hat demnach eine eigenständige Bedeutung für Familiengründung und Familienerweiterung.

Resümee

Sowohl die konfessionelle Bindung der Bevölkerung als auch die Familienbiografien haben sich in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert. Familienbiografische Entscheidungen im Lebensverlauf haben sich als nicht unabhängig von der Zugehörigkeit zu einzelnen Religionsgemeinschaften erwiesen. Die besonders stark angewachsene Gruppe ohne konfessionelle Bindung kann durch frühes Verlassen des Elternhauses, geringe Heiratsneigung und geringe Neigung zur Geburt von Kindern gekennzeichnet werden. Die großen Konfessionen haben viele Mitglieder verloren und obwohl sich katholische und protestantische Frauen hinsichtlich ihrer Familienbiografie durchaus ähnlich sind, gibt es doch einige auffallende Unterschiede: Katholikinnen verweilen länger im Elternhaus und die Tendenz zur Familienerweiterung auf dritte und vierte Kinder ist erkennbar stärker als bei Protestantinnen. Kleinere Religionsgemeinschaften, die seit den 1990er Jahren einen beachtlichen Zuwachs erfahren haben, unterscheiden sich hinsichtlich der Familienbiografie deutlich von den großen Konfessionen, insbesondere Angehörige nicht-christlicher religiöser Gruppen, mit einem mehr traditionellen familialen Ver-

halten von Frauen, das Ehe und Kinder im Lebensverlauf beinhaltet. Das steht auf der strukturellen Ebene dem Trend zur sinkenden Verbreitung traditioneller Familienformen entgegen.

- 1 <http://www.gesis.org/allbus/allbus-home/>
- 2 *Retrospektiv erfragte Ereignisse der Befragungsjahre 1980, -82, -84, -86, -88, -91, 2000 und 2010: Heirat, Scheidung, Tod des Ehepartners, ab 1988: Auszug aus dem Elternhaus.*
- 3 *Anders als bei Panelstudien sind keine Selektionsprozesse durch Panelmortalität zu erwarten.*
- 4 *Bis Befragungsjahr 1990 wurden nur Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit befragt*
- 5 *Die weitaus größte Religionsgemeinschaft innerhalb der nicht-christlichen Religionsgemeinschaften stellen Muslime dar (2012: 84%). Dies lässt sich allerdings nicht über alle Beobachtungszeitpunkte identifizieren.*
- 6 *Operationalisierung der Variablen „Bildungsjahre“: kein Abschluss=8; Hochschulabschluss=9; Mittlere Reife=10; Fachhochschulreife=12; Abitur=13; Fachhochschulabschluss=16; Hochschulabschluss=18; noch Schüler=12; noch an Hochschule=13-17 (vgl. Weick 2004).*
- 7 *Zur Bildung und auch zur Wohnortgröße liegen keine Verlaufsdaten vor. So liegt z. B. der Zeitpunkt des Endes der Ausbildung nicht vor. Hinsichtlich der Wohnortgröße lässt sich z. B. nicht identifizieren, ob Personen erst nach dem Eintreten des untersuchten Ereignisses den Wohnort gewechselt haben.*
- 8 *Xu et al. (2005) identifizieren für die USA ein späteres Erstheiratsalter von Konfessionslosen gegenüber Katholiken, Protestanten und Mormonen.*
- 9 *52% dieser Gruppe waren 2012 nicht in Deutschland geboren.*
- 10 *Heineck (2012) findet für Österreich, dass weniger die Unterscheidung zwischen den großen Konfessionen bedeutsam für die Fertilität von Frauen ist als der Unterschied zu Konfessionslosen. Dabei lassen sich Interaktionseffekte mit dem Grad der Religiosität identifizieren. Arranz-Becker et al. (2010) unterscheiden Konfessionslose, Katholiken, Protestanten und andere Konfessionen sowie den Grad der Religiosität, um Unterschiede in den Fertilitäts-*

mustern zwischen Ost- und Westdeutschland von Paaren mit den Daten des Sozio-oekonomischen Panels zu untersuchen.

- Becker, Oliver Arranz; Lois, Daniel; Nauck, Bernhard, 2010: *Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses.* In: *Comparative Population Studies, Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 35(1), S. 35-64.
- Blossfeld, Hans-Peter; Golsch, Katrin; Rohwer, Götz, 2007: *Event History Analysis with Stata.* Erlbaum, Mahwah (NJ).
- Blume, Michael; Ramsel, Carsten; Graupner, Sven, 2006: *Religiosity as a Demographic Factor – An Underestimated Connection?* In: *Marburg Journal of Religion*, 11(1), S. 1-22.
- Heineck, Guido, 2012: *The relationship between religion and fertility: Evidence for Austria.* In: *Homo Oeconomicus*, 29(1), S. 73-94. Accedo Verlagsgesellschaft, München.
- Kopp, Johannes, Richter, Nico, 2015: *Fertilität.* In: Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (Hrsg.), *Handbuch Familiensoziologie.* S. 375-411.
- McQuillan, Kevin, 2004: *When Does Religion Influence Fertility?* In: *Population and Development Review* 30(1), S. 25-56.
- Norris, Pippa; Inglehart, Ronald, 2004. *Sacred and Secular. Religion and Politics Worldwide.* Cambridge University Press, Cambridge.
- Pollack, Detlef; Rosta, Gergely, 2015: *Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich.*, Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Weick, Stefan, 2004: *Eheschließung und Ehestabilität im Lebensverlauf.* In: Schmitt-Beck, Rüdiger; Wasmer, Martina; Koch, Achim (Hrsg.), *Sozialer und politischer Wandel in Deutschland. Analysen mit ALLBUS-Daten aus zwei Jahrhunderten.* S. 43-68.
- Xu, Xiaohu; Hudspeth, Clark D.; Bartowski, John P., 2005: *The Timing of First Marriage: Are There Religious Variations?* In: *Journal of Family Issues*, Vol. 26, No. 5, S. 584-618. Sage Publications.

■ Stefan Weick, GESIS

Tel.: 0621 / 1246-245
stefan.weick@gesis.org

Sorgen über die Altersversorgung beeinträchtigen die Lebenszufriedenheit

Analysen zum Sicherheitsgefühl in der deutschen Bevölkerung

Sicherheit stellt ein elementares menschliches Grundbedürfnis dar (Maslow 1943). Der objektive Blick auf physische Sicherheit und materielles Wohlergehen stand lange im Zentrum des wissenschaftlichen und politischen Interesses, während subjektive Sicherheit dagegen als weniger bedeutsam und nicht substantiell erachtet wurde. Erst ab Mitte der 1960er Jahre gewann der Blick auf das subjektive Wohlbefinden zunächst in den USA und etwas später in den 1970er Jahren auch in Deutschland an Popularität. In der Kriminologie wendete man sich dem Thema der Kriminalitätsfurcht zu, während in den Sozialwissenschaften auch das Konzept der Lebensqualität mit den subjektiven Aspekten Lebenszufriedenheit, Glück und Wohlbefinden in das Blickfeld gerieten. Die subjektive Perspektive besitzt seitdem politische und wissenschaftliche Relevanz, die unter anderem in der Erkenntnis begründet liegt, dass sich die objektive Lage und die subjektive Interpretation davon nicht nur voneinander unterscheiden können, sondern dass der subjektiven Perspektive auch eine erhebliche Bedeutung für das individuelle und gesellschaftliche Wohl zukommt. Wie relevant die subjektive Wahrnehmung für Handlungsentscheidungen der Menschen ist, beschreibt das von William I. Thomas und Dorothy S. Thomas beschriebene Thomas-Theorem: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas/Thomas 1928: 572). Die Vorstellungen der Akteure, ihre Definition der Realität, unabhängig davon, ob diese objektiv richtig sind oder nicht, entscheidet über Handlungen und verfügt damit über reale, objektive Konsequenzen (vgl. Esser 1999: 63).

Der vorliegende Beitrag¹ beschäftigt sich mit den Unsicherheitsgefühlen der Menschen in Deutschland und stellt empirische Befunde einer Teilstudie innerhalb des Konsortialprojektes „Barometer Sicherheit in Deutschland“ (BaSiD)² vor. Ausgehend von der Annahme, dass verschiedene Formen von Unsicherheitsgefühlen miteinander verknüpft sind und daher nicht isoliert betrachtet werden sollten, wurde in der repräsentativen Bevölkerungsbefragung aus dem Jahr 2012 ein breiter Untersuchungsansatz gewählt, der nicht nur verschiedene sicherheitsrelevante Themen berührt, sondern auch soziologische, kriminologische und psychologische Erklärungsansätze miteinander verbindet. Die Studie untersucht, in welchen Bereichen Menschen Unsicherheiten wahrnehmen, welche persönlichen und sozialen Faktoren diese Unsicherheitswahrnehmungen beeinflussen, und wie sich Unsicherheiten auf die subjektive Lebensqualität auswirken.

Sicherheit bedeutet Freiheit von Sorge

Das Individuum ist beeinflusst durch seine soziale und physische Umgebung, zentral ist aber letzten Endes die Art und Weise wie das Individuum seine Umwelt erfasst, interpretiert und einen Sinn gibt (Wall/Olofsson 2008). Das bedeutet, dass Menschen unabhängig von der objektiven Beschaffenheit einer Situation, diese nach ihrer subjektiven Wahrnehmung einordnen, bewerten und daraus schließlich Handlungsentscheidungen ableiten. Die Erforschung von subjektiven Sichtweisen, Wahrnehmungen und Einstellungen ist daher essentiell, um individuelles Verhalten und gesellschaftliche Prozesse verstehen zu können.

Bei der Untersuchung von (Un-)Sicherheitsgefühlen kann zwischen verschiedenen Bezugspunkten unterschieden werden, wie z. B. der Wahrnehmung der persönlichen (individuellen) Sicherheit, der gesellschaftlichen (kollektiven) Sicherheit oder der Sicherheit des Nahraums (z. B. der Wohnumgebung, des Stadtteils oder der Nachbarschaft). Dieser Beitrag konzentriert sich auf die individuelle und kollektive (Un-)Sicherheit, die verschiedene sicherheitsrelevante Bereiche betreffen kann, wie z. B. für das persönliche Leben: die finanzielle Situation, den Beruf, die sozialen Beziehungen oder die Gesundheit. Es ist daher angebracht, die Vielschichtigkeit des Konzeptes auch in der Messung abzubilden. Zu diesem Zweck wurden zwei Itembatterien in der Befragung verwendet, die sich in weiten Teilen an entsprechende Fragebatterien aus dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP)³ anlehnen und Unsicherheiten, die sich auf das persönliche und gesellschaftliche Leben der Befragten beziehen, thematisieren. Um sicherzustellen, dass die in der Bevölkerung dominierenden Themen in der Erhebung auch wirklich erfasst werden, wurden in einem qualitativen Pretest (N=40) zwei offene Fragen, d. h. ohne Nennung von konkreten Ereignis-

sen oder Situationen, gestellt.⁴ Auf Basis der offenen Nennungen wurden die Kategorien für die Haupterhebung überarbeitet und angepasst. Damit ist gewährleistet, dass die für die Mehrheit der Befragten wichtigsten sorgenverursachenden Situationen bzw. Ereignisse in der Studie enthalten sind.

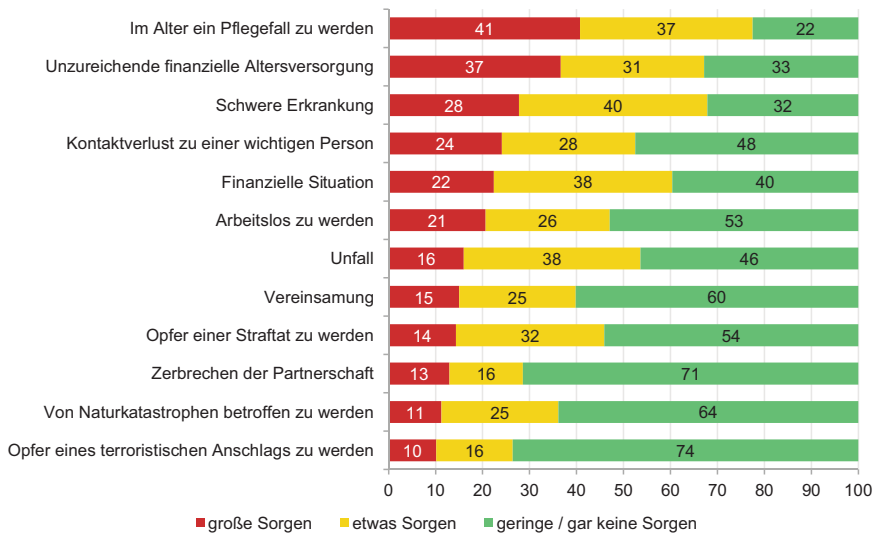
Die etymologische Herkunft des Wortes „Sicherheit“ legt bereits den Fokus auf die subjektive, emotionale Perspektive von Sicherheit nahe. So gehen die lateinischen Wurzeln auf den Begriff „securus“ zurück, der übersetzt „sorglos“ bedeutet (zusammengesetzt aus sed „ohne“ und cura „(Für Sorge)“). „Ursprünglich bezeichnet securus nicht den objektiven Zustand des Geschütztheits, sondern eine emotionale Qualität von Personen und Dingen: (1) Securus ist der unbesorgte, furchtlose, ruhige Mensch, securus ist aber auch, wer sich sicher wähnt, wo er sich fürchten sollte. (2) Securus sind Dinge und Situationen, die keine Furcht erregen, keinen Anlass zur Sorge geben, oder auch sorgenstillend, heiter und fröhlich sind“ (Kaufmann 1973: 53). Dementsprechend wurde der Begriff der „Sorge“ als zentraler Wortlaut in der Befragung verwendet. Dies entspricht auch der Operationalisierung von subjektiver Unsicherheit im Sozio-oekonomischen Panel (vgl. Dittmann 2009).⁵

Deutsche sorgen sich vor Situation im Alter

Welche Gefahren und Risiken⁶ sieht die deutsche Bevölkerung zum Zeitpunkt der Befragung? Grundsätzlich lässt sich vermuten, dass bestimmte sicherheitsrelevante Themen für das subjektive Erleben wichtiger sind als andere. Ausgehend von der Bedürfnishierarchie von Maslow (1943) ist anzunehmen, dass sich Sorgen über subtilere und komplexere Bedrohungen nur dann manifestieren, wenn direkte und offensichtliche existentielle Bedrohungen als bewältigt erscheinen. Diese existentiellen Bedrohungen sind Gefahren und Risiken, die unmittelbar das persönliche Leben und dabei die existentielle Lage betreffen. Gesellschaftliche bzw. umweltbezogene Sorgen gewinnen dagegen erst an Bedeutung, wenn existentielle (vor allem physische und ökonomische) Risiken als beherrschbar und unter Kontrolle betrachtet werden (vgl. Maslow 1943, 2014).

Welche tatsächlichen oder vorgestellten Risiken und Gefahren zum Zeitpunkt der Befragung die deutsche Bevölkerung im Bereich individueller Sorgen bewegen, veranschaulicht Grafik 1. Die Intensität der Besorgnis wird berücksichtigt, indem zwischen geringen/keinen Sorgen (Skalenwerte 0-3), etwas Sorgen (Skalenwerte 4-6) und großen Sorgen (Skalenwerte 7-10) unterschieden wird.

Als dominierendes Thema erweist sich die Lebenssituation im Alter. Insgesamt sind 78% der Befragten besorgt, im letzten Lebensabschnitt verstärkt Pflege zu

Grafik 1: Bevölkerungsanteil mit Sorgen im persönlichen Leben (in %)

Anmerkungen: N=2.525; gewichtete Daten; Auf einer Skala von 0 (keine Sorgen) bis 10 (sehr besorgt) entsprechen große Sorgen den Skalenpunkten 7-10, etwas Sorgen den Skalenpunkten 4-6, geringe/keine Sorgen den Skalenpunkten 0-3.

Datenbasis: Barometer Sicherheit in Deutschland 2012

benötigen. 41% äußern sogar sehr starke Besorgnis. Doch nicht nur die körperlichen Auswirkungen des Alters, sondern auch die ökonomische Situation im Alter ist Grund zur Sorge für einen Großteil der Bevölkerung (68%). 37% der Befragten sind sehr beunruhigt, dass ihre finanzielle Altersversorgung nicht ausreichen wird.

Gefolgt werden diese altersbezogenen Sorgen von der Befürchtung, schwer zu erkranken: 28% fürchten sich stark, 40% etwas und ein Drittel kaum oder gar nicht vor einer Erkrankung. An vierthäufigster Stelle wird die große Sorge geäußert, den Kontakt zu einer wichtigen Person zu verlieren (24%). Die finanzielle Situation bereitet zwar der Mehrheit der Bevölkerung (60%) mehr oder weniger starke Sorge, doch sind 22% der Befragten ernsthaft beunruhigt über ihre finanzielle Lage. Eine mögliche Arbeitslosigkeit besorgt insgesamt 47%, davon 21% stark.

Die Beunruhigung, Opfer von Kriminalität zu werden, äußern insgesamt 46% der Befragten, wobei 14% davon große Besorgnis äußern. Ein etwa gleich großer Anteil zeigt sich über einen möglichen Unfall, eine Vereinsamung oder um ein Zerbrechen der Partnerschaft stark besorgt. Circa 10% sind besorgt, von einer Naturkatastrophe oder einem Terroranschlag betroffen zu werden.

Wendet man die Aufmerksamkeit den gesellschaftlichen Sorgen zu, zeigt sich auch hier, dass sozio-ökonomische Themen im Vordergrund stehen (vgl. Grafik 2). Insgesamt befürchten 94% der Befragten eine zunehmende Kluft zwischen Arm und Reich, 73% sind stark besorgt. Nur eine Minderheit von 6% ist im Hinblick auf Einkommensungleichheit in der Gesellschaft nicht beunruhigt. Auch ansteigende Arbeitslosigkeit und die deutsche Wirtschaftslage als sozio-

ökonomische Themen werden von einer deutlichen Mehrheit der Befragten als ernstzunehmende Probleme wahrgenommen.

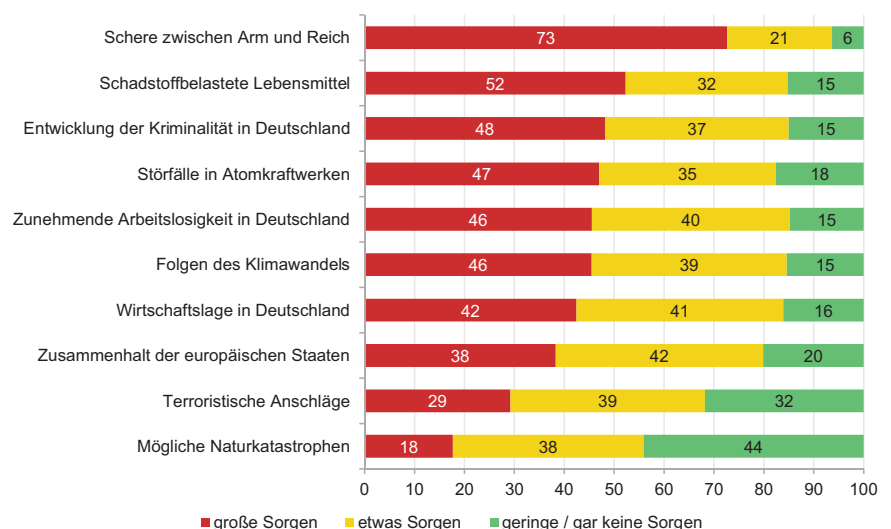
Umweltbelastungen und ihre Auswirkungen stellen neben den ökonomischen Fragen eine weitere Gruppe von gesellschaftlichen Unsicherheitsfaktoren dar. Etwa die Hälfte der Bevölkerung sorgt sich stark um schadstoffbelastete Lebensmittel (52%), mögliche Störfälle in Atomkraftwerken (47%) und die Folgen des Klimawandels (46%). Daneben sieht ein gutes Drittel der Befragten den Zusammenhalt der europäischen Staaten gefährdet. Terrorismus und insbesondere Naturkatastrophen nehmen in der Rangfolge der Unsicherheiten im Jahr 2012 eine

eher nachrangige Stellung in der deutschen Bevölkerung ein.

Die dargestellten deskriptiven Analysen verdeutlichen, dass eine Unterscheidung zwischen individueller und gesellschaftlicher Ebene sinnvoll und notwendig ist. Dabei sticht vor allem der Bereich der Kriminalität ins Auge. Während die Sorge, ein Opfer von Kriminalität zu werden, ein eher nachrangiges Problem im Vergleich zu anderen persönlichen Sorgen zu sein scheint, wird die Kriminalitätsentwicklung in Deutschland als drittgrößte gesellschaftliche Sorge betrachtet. Diese Diskrepanz zwischen der Einschätzung des persönlichen und gesellschaftlichen Kriminalitätsrisikos ist vermutlich der Tatsache geschuldet, dass unmittelbare Erfahrungen mit Kriminalität im Alltagsleben vieler Menschen zum Glück nur sehr seltene Ereignisse sind, während Kriminalität als gesellschaftliches Problem eine starke Präsenz in den Medien und öffentlichen Diskursen besitzt und auch Delikte umfasst, von denen vielmehr der Staat und die Gesellschaft als der einzelne Bürger betroffen sind, wie z. B. Wirtschafts- oder Drogenkriminalität.

Vulnerabilität ruft Unsicherheitsgefühle hervor

Einige Personengruppen sind stärker von Unsicherheitsgefühlen betroffen als andere, und diese unterschiedliche Betroffenheit lässt sich über verschiedene „Vulnerabilitäten“ erklären. Daher können insbesondere individuelle, soziodemografische Merkmale, die die persönlichen Lebensbedingungen und Ressourcen und damit auch mögliche Verletzbarkeiten beschreiben, in einer engen Beziehung zur Wahrnehmung von Risiken und Gefahren stehen und interpersonale Unterschiede im Unsicherheitsempfinden erklären.

Grafik 2: Bevölkerungsanteil mit Sorgen im gesellschaftlichen Leben (in %)

Anmerkungen: N=2.525; gewichtete Daten; Auf einer Skala von 0 (keine Sorgen) bis 10 (sehr besorgt) entsprechen große Sorgen den Skalenpunkten 7-10, etwas Sorgen den Skalenpunkten 4-6, geringe/keine Sorgen den Skalenpunkten 0-3.

Datenbasis: Barometer Sicherheit in Deutschland 2012

Tabelle 1: Einfluss von soziodemografischen Variablen auf additive Sorgen-Indizes (OLS-Regressionen)

	Index 1 Persönliche Sorgen	Index 2 Gesellschaftliche Sorgen
Frau	0,274 ***	0,586 ***
Alter in Jahren		
18-25	-0,562 **	-0,751 ***
26-35	0,053	-0,578 ***
36-45	-0,130	-0,190 +
46-55	Referenz	Referenz
56-65	-0,311 **	-0,114
66-75	-0,409 **	0,030
>76	-0,951 ***	0,125
Bildungsabschluss		
bis Hauptschule	0,287 **	0,285 **
Realschule	Referenz	Referenz
Abitur	-0,207 *	-0,289 **
Studium	-0,260 **	-0,482 ***
Erwerbstätig	0,173 +	0,112
Haushaltseinkommen ²	-0,256 ***	-0,221 ***
Haushaltsgröße ³	0,115 **	0,093 *
Ostdeutschland	0,218 *	0,147
Konstante	3,633 ***	5,648 ***
R ²	0,085	0,116
N	2,161	2,215

Anmerkungen:

z-standardisierte Werte; Signifikanz: ***p≤0,001; **p≤0,01; * p≤0,05; + p≤0,10;

1 Index 1 beinhaltet nicht die Sorge vor Arbeitsplatzverlust und die Sorge vor einer Trennung vom Partner, da diese Sorgen naturgemäß nur Erwerbstätigen bzw. Personen in einer Partnerschaft gestellt werden konnten.

2 Hierbei handelt es sich um das durchschnittliche, monatliche Netto-Einkommen des Haushalts, das in insgesamt sieben Kategorien erfasst wurde, und zwar von „1: bis 1.000 Euro“ bis „7: mehr als 4.000 Euro“.

3 Anzahl der ständig im Haushalt lebenden Personen, inklusive Kinder.

Datenbasis: Barometer Sicherheit in Deutschland 2012

Betrachtet man die Ergebnisse der Regressionsanalysen auf zwei additive Indizes, wobei Index 1 die persönlichen Sorgen, Index 2 die gesellschaftlichen Sorgen zusammenfasst⁷, zeigt sich, dass das Geschlecht einer der besten Prädiktoren für Unsicherheitsgefühle ist (vgl. Tabelle 1). Bei fast allen angesprochenen persönlichen und gesellschaftlichen Themen äußern Frauen größere Besorgnis als Männer. Bei näherer Betrachtung der einzelnen Sorgen wird allerdings eine Ausnahme ersichtlich: Frauen äußern in einem Bereich des persönlichen Lebens nicht mehr Furcht als Männer, und zwar im Bereich der zwischenmenschlichen Kontakte. So fürchten sich Frauen weniger vor einer möglichen Trennung vom Partner, vor einem Kontaktverlust oder vor Vereinsamung als Männer.

Neben dem Geschlecht ist das Lebensalter eine wichtige Erklärungsgröße. Ein umgekehrt U-förmiger Zusammenhang kann zwischen persönlichen Sorgen und dem Alter festgestellt werden. Das heißt, jüngere und ältere Menschen sind in geringerem Maße von Unsicherheitsgefühlen betroffen, während Personen mittleren Alters (zwischen 25 und 55 Jahren) am stärksten mit Sorgen belastet sind. Dieser Sachverhalt ist wahrscheinlich auf die höheren beruflichen und familiären Belastungen in der Mitte des Lebens zurückzuführen. Einerseits ste-

hen Personen zwischen 25 und 55 Jahren mitten im Berufsleben, andererseits befinden sie sich in einer Phase der Erziehungs- und Betreuungsverantwortung gegenüber den eigenen Kindern oder einer Pflegeverantwortung gegenüber älteren Familienmitgliedern. Der umgekehrt U-förmige Alterszusammenhang trifft allerdings nicht auf alle Sorgen gleichermaßen zu. So sorgen sich die jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren ebenso sehr wie Personen mittleren Alters um ihre finanzielle Altersversorgung. Personen ab 55 Jahren können vermutlich bereits gut einschätzen, wie ihre Altersversorgung bzw. ihre Rentenansprüche in den wenigen Jahren aussehen werden. Dementsprechend lässt die Besorgnis über die finanzielle Altersversorgung nach, wenn sich die älteren Befragten dem Rentenalter nähern bzw. das Rentenalter bereits erreicht haben.

Anders als bei den meisten persönlichen Sorgen ist bei den gesellschaftlichen Sorgen kein U-förmiger Zusammenhang mit dem Alter, sondern ein tendenziell linearer Zusammenhang festzustellen: Mit zunehmendem Alter scheint die Besorgnis um gesellschaftliche Belange zuzunehmen. Vor allem heben sich jedoch die jungen Erwachsenen zwischen 18 und 35 Jahren signifikant durch eine geringere Besorgnis

um gesellschaftliche Probleme von älteren Personen ab 35 Jahren ab.

Unsicherheitsgefühle korrelieren außerdem mit dem Bildungsgrad und dem Einkommen, während der Erwerbsbeteiligung im Vergleich eine geringere Bedeutung zukommt. Ein höherer Bildungsabschluss (insbesondere ein Studienabschluss) scheint vor Sorgen jeglicher Art zu schützen. Das Einkommen erweist sich als besonders starker und stabiler Schutzfaktor, in erster Linie naturgemäß bei den Sorgen, die mit finanziellen Aspekten verbunden sind, wie der allgemeinen finanziellen Situation und der finanziellen Altersversorgung.

Schließlich zeigen die Analysen auch Unterschiede in den Sorgenniveaus zwischen den Bewohnern der alten und der neuen Bundesländer. Die Befragten in Ostdeutschland sind tendenziell häufiger besorgt als Westdeutsche, dies vor allem im Bereich des persönlichen Lebens. Bei näherem Hinsehen gehen diese Unterschiede vornehmlich auf vier Sorgen zurück: die Sorgen um die finanzielle Situation, Vereinsamung, unzureichende Altersversorgung und ein Opfer von Kriminalität zu werden. Hinsichtlich gesellschaftlicher Risiken und Gefahren sind die ostdeutschen Befragten besorgter über mögliche Bedrohungen durch Naturkatastrophen, Terrorismus und Kriminalität als Westdeutsche.

Auswirkungen von Unsicherheitsgefühlen auf die allgemeine Lebenszufriedenheit

Lebenszufriedenheit impliziert eine übergreifende Bewertung des eigenen Lebens. Die wahrgenommene Sicherheit ist ein grundlegender Teil davon. Empirisch wurde bereits nachgewiesen, dass eine positive Einschätzung der aktuellen und zukünftigen Sicherheit signifikant zum allgemeinen Wohlbefinden beiträgt (vgl. Webb/Wills-Herrera 2012; Cummins et al. 2003). Daher dient die allgemeine Lebenszufriedenheit in den empirischen Analysen als eine wichtige Bezugsgröße, um die Auswirkungen und die Relevanz von Unsicherheitsgefühlen besser einordnen und gewichten zu können. Wie das Stressmodell von Lazarus (1999, 2006) postuliert, können Gefahren und Risiken durchaus wahrgenommen werden, doch besitzen sie nur dann negative Auswirkungen auf das persönliche Leben, wenn schwerwiegende Folgen erwartet werden und gleichzeitig adäquate Bewältigungsmechanismen fehlen.

Aus der vorherigen Ergebnisdarstellung geht hervor, welche Ereignisse und Situationen als bedrohlich wahrgenommen werden und welche Personengruppen von Unsicherheitsgefühlen stärker betroffen sind als andere. Inwiefern sich diese Unsicherheitsgefühle auf die allgemeine Lebenszufriedenheit auswirken, wird in einem nächsten Schritt untersucht. Dazu werden die insgesamt zwölf persönlichen Sorgen bzw. die zehn gesellschaftlichen Sorgen (neben soziodemografischen Variablen) als Prädiktoren der

Lebenszufriedenheit in jeweils ein Regressionsmodell aufgenommen.

Betrachtet man zunächst die Zusammenhänge zwischen der Lebenszufriedenheit und den soziodemografischen Merkmalen (vgl. Tabelle 2, Modell a), fällt ein U-förmiger Zusammenhang mit dem Alter auf, der auch

aus anderen Studien bekannt ist: Die mittlere Altersgruppe der 46- bis 55-Jährigen ist deutlich unzufriedener als die jüngeren und älteren Personengruppen. Eine Erwerbsbeteiligung wirkt sich zwar grundsätzlich günstig auf die Lebenszufriedenheit aus, doch das Einkommen hat eine wesentlich größere Bedeutung. Darüber hinaus spielt

auch die Region eine Rolle. So sind Befragte in Ostdeutschland tendenziell unzufriedener mit ihrem Leben als Westdeutsche⁸.

Wendet man sich nun dem Einfluss von Sorgen auf die Lebenszufriedenheit zu, geht aus den Ergebnissen hervor, dass die Sorgen im persönlichen Leben etwas besser individuelle Unterschiede in der Lebenszufriedenheit erklären können als Sorgen im gesellschaftlichen Bereich (vgl. Varianzaufklärung durch die Sorgen in Tabelle 2, Modelle b und c).

Von den persönlichen Sorgen wirken sich in erster Linie vier Sorgen negativ auf die Bewertung des eigenen Lebens aus: Die Sorge um die aktuelle finanzielle Situation (-0,28), die Sorge um eine unzureichende finanzielle Alterssicherung (-0,20), die Sorge um eine schwere Erkrankung (-0,17) und die Sorge um eine mögliche Vereinsamung (-0,14) (vgl. Tabelle 2, Modell b). Alle anderen persönlichen Sorgen zeigen dagegen keinen statistisch bedeutsamen Effekt auf das subjektive Wohlbefinden.

In Bezug auf den gesellschaftlichen Bereich stehen drei Sorgen negativ mit der Bewertung des eigenen Lebens in Verbindung (vgl. Tabelle 2, Modell c): Die Sorge um die deutsche Wirtschaftslage (-0,21), die Sorge um die Entwicklung der Kriminalität im Land (-0,17) sowie die Sorge, dass sich die Kluft zwischen Arm und Reich vergrößern wird (-0,17).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Wahrnehmung von sozio-ökonomischen Problemen und den damit verbundenen Sorgen am stärksten mit einer negativen Beurteilung des eigenen Lebens in Verbindung steht. Die Analyseergebnisse zeigen zudem, dass die verwendeten soziodemografischen Variablen über Einfluss auf die Lebenszufriedenheit verfügen, der teilweise über ihre Kovarianz mit den Sorgen vermittelt wird (siehe Reduktion der Koeffizienten von Modell a zu Modell b bzw. c). So sind etwa ältere Menschen mit ihrem Leben zufriedener, weil sie insgesamt weniger persönliche Sorgen haben. In geringerem Maße gilt dies auch für den Effekt des Haushaltseinkommens auf die Lebenszufriedenheit: Personen in Haushalten mit höherem Einkommen machen sich weniger (materielle) Sorgen, so dass auch ihre Lebenszufriedenheit größer ausfällt.

Resümee

Die empirischen Analysen zeigen auf, welche Risiken und Gefahren im Jahr 2012 der deutschen Bevölkerung Sorgen bereiten und inwiefern sie sich auf die allgemeine Lebenszufriedenheit der Menschen auswirken. Dabei wird deutlich, dass die finanzielle und pflegebezogene Altersversorgung als besonders besorgniserregende Themen im persönlichen Leben betrachtet werden. Aber nicht nur auf das Alter bezogen löst die finanzielle und physische Verwundbarkeit Unsicherheitsgefühle aus. Die Angst vor

Tabelle 2: Einfluss persönlicher/gesellschaftlicher Sorgen auf die Lebenszufriedenheit (OLS-Regressionen)

	Lebenszufriedenheit		
	Modell a	Modell b persönliche Sorgen	Modell c gesellschaftliche Sorgen
Frau	0,136 +	0,171 *	0,208 **
Alter in Jahren			
18-25	1,270 ***	1,065 ***	1,131 ***
26-35	0,522 ***	0,536 ***	0,429 **
36-45	0,252 *	0,228 *	0,223 *
46-55	Referenz	Referenz	Referenz
56-65	0,389 ***	0,207 +	0,326 **
66-75	0,821 ***	0,571 ***	0,720 ***
>76	0,890 ***	0,517 **	0,850 ***
Bildungsabschluss			
bis Hauptschule	-0,113	-0,063	-0,015
Realschule	Referenz	Referenz	Referenz
Abitur	0,056	-0,008	-0,022
Studium	-0,044	-0,099	-0,169 +
Erwerbstätig	0,247 +	0,265 *	0,255 *
Haushaltseinkommen ¹	0,565 ***	0,421 ***	0,516 ***
Haushaltsgröße ²	0,020	0,029	0,003
Ostdeutschland	-0,231 *	-0,149	-0,165 +
Persönliche Sorgen			
-Finanzielle Situation			-0,282 ***
-Arbeitslos werden		-0,023	
-Zerbrechen der Partnerschaft		0,005	
-Opfer einer Straftat werden		-0,025	
-Opfer von Terrorismus werden		0,074 +	
-Betroffenheit von Naturkatastrophen		0,072	
-Kontaktverlust zu wichtiger Person		-0,073 +	
-Vereinsamung			-0,142 **
-Unfall		0,061	
-Im Alter ein Pflegefall sein		0,011	
-Schwere Erkrankung			-0,171 ***
-Unzureichende fin. Altersversorgung			-0,198 ***
Gesellschaftliche Sorgen			
-Wirtschaftslage			-0,213 ***
-Zusammenhalt der europ. Staaten			0,042
-Zunehmende Arbeitslosigkeit			-0,040
-Folgen des Klimawandels			0,040
-Naturkatastrophen			-0,040
-Terrorismus			0,017
-Entwicklung der Kriminalität in Deutschland			-0,171 ***
-Schadstoffbelastung von Lebensmitteln			0,075
-Mögliche Störfälle in Atomkraftwerken			0,080 +
-Schere zwischen Arm und Reich			-0,166 ***
Konstante	6,751 ***	6,859 ***	6,796 ***
Adjusted R ²	0,1140	0,1968	0,1509
N	2,255	2,163	2,214

Anmerkungen:

z-standardisierte Werte; Signifikanz: ***p≤0,001; **p≤0,01; * p≤0,05; + p≤0,10;

1 und 2 siehe Anmerkung Tabelle 1

Datenbasis: Barometer Sicherheit in Deutschland 2012

einer schweren Erkrankung und Sorgen um die finanzielle Lage beschäftigen auch die jüngeren Altersgruppen. Insgesamt lassen sich fünf der sechs am häufigsten genannten Sorgen dem Bereich Gesundheit oder der materiellen Absicherung zuordnen. Eine weitere wichtige Dimension der Verwundbarkeit betrifft die der mitmenschlichen Beziehungen: Der Verlust von engen Bindungen und die Sorge vor Vereinsamung treiben auch weite Teile der Bevölkerung um. Die Angst einer persönlichen Betroffenheit von Kriminalität, Terroranschlägen, Unfällen oder Katastrophen scheint demgegenüber deutlich geringer auszufallen. Auch für den gesellschaftlichen Bereich dominieren die sozialen und ökonomischen Themen, wie die Wirtschaftslage, die Entwicklung der Kriminalität und die Sorge um zunehmende soziale Ungleichheit. Naturkatastrophen, technische Grobunfälle und Terrorismus spielen zum Zeitpunkt der Erhebung (Ende 2012) dagegen eine untergeordnete Rolle für das Sicherheitsempfinden und die Lebenszufriedenheit der Menschen in Deutschland. Am stärksten betroffen von Unsicherheitsgefühlen sind Personen in den mittleren Altersgruppen. Menschen mit niedrigem Bildungsstatus und geringem Einkommen, Frauen und Ostdeutsche äußern in den meisten Bereichen größere Unsicherheiten. Der Einfluss der soziodemografischen Variablen auf die Lebenszufriedenheit ist ähnlich gelagert wie bei den Unsicherheitsgefühlen. Personen im mittleren Alter nehmen nicht nur stärker Risiken und Gefahren wahr, sondern haben auch eine deutlich geringere Lebenszufriedenheit als ältere und jüngere Menschen. Als mögliche Ursache wird die vermehrte Belastung in der Mitte des Lebens durch Stress und Verantwortung im Rahmen von Beruf und Familie diskutiert. Neben dem Lebensalter sind auch noch andere soziodemografische Merkmale der Befragten mit einer größeren Sorgenlast und geringerer Lebenszufriedenheit verbunden. So bewerten einkommensschwächere und in Ostdeutschland wohnhafte Personen ihr Leben insgesamt schlechter als wohlhabendere und in Westdeutschland lebende Personen. Daraus ergibt sich, dass Unsicherheitswahrnehmungen einen bedeutsamen Teil der soziodemografischen Einflüsse auf die Lebenszufriedenheit vermitteln.

In den vorherigen Analysen lag der Fokus auf Faktoren, die subjektive Unsicherheit erzeugen (wie die verschiedenen Gefahren und Risiken sowie Vulnerabilitäten). Die gegenteilige Frage danach, wie Menschen trotz der alltäglichen Risiken und Gefahren handlungsfähig bleiben und mit Ungewissheiten umgehen können, wird dagegen deutlich seltener gestellt. Nach Franz-Xaver Kaufmann (1973) handelt es sich beim Sicherheitsgefühl „um die Wahrnehmung eines Gleichgewichts zwischen äußeren Risiken oder Ungewissheiten und inneren Möglichkeiten“ (Kaufmann 1973: 313). Demnach muss nach der Gestalt und Wirkungsweise dieser „inneren Möglichkeiten“ gefragt werden, die dazu beitragen können, dass äußere Risiken und Gefahren als weni-

ger besorgniserregend oder furchteinflößend wahrgenommen werden. In diesem Zusammenhang werden drei innere Ressourcen der Unsicherheitsbewältigung diskutiert, die mit Überzeugungen der Steuer- und Kontrollierbarkeit von Risiken und Gefahren verbunden sind und subjektive Sicherheit herstellen: 1. Das generalisierte (zwischenmenschliche) Vertrauen, 2. das Vertrauen in (staatliche) Institutionen und 3. das Vertrauen in die eigenen Kompetenzen und Handlungsmöglichkeiten („internale Kontrollüberzeugungen“⁹). Weiterführende Analysen haben gezeigt, dass internale Kontrollüberzeugungen und Vertrauen in andere Menschen und Institutionen nicht nur Sorgen, sondern vermittelt darüber auch deren negative Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit reduzieren können (Hummelsheim/Oberwittler 2014; Hummelsheim 2015). Das Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten, in andere Personen oder in Institutionen spielt jedoch je nach Art des Risikos eine unterschiedlich starke Rolle. Unsicherheiten im persönlichen Leben können am besten durch internale Kontrollüberzeugungen bewältigt werden, während Unsicherheiten im gesellschaftlichen Bereich in stärkerem Maße Vertrauen in die staatlichen Institutionen erfordern. Generalisiertes Vertrauen in die Mitmenschen scheint dagegen im persönlichen und gesellschaftlichen Bereich gleichermaßen von Bedeutung zu sein.

Es liegt nahe, dass zwischen Gefahren und Risiken unterschieden werden muss, die einerseits dauerhaft wahrgenommen werden und deren Brisanz in geringerem Ausmaß zeitabhängig ist (wie bei sozialen und existentiellen Bedrohungen), und andererseits Gefährdungen, die akut wahrgenommen und dadurch punktuell brisant werden, insbesondere durch aktuelle Ereignisse und/oder entsprechende Medienberichterstattung. Man denke beispielsweise an Unwetter, Überflutungen oder Erdbeben, aber auch an einzelne, schwere Kriminalitätsereignisse oder Terroranschläge, die in der Regel über einen zeitlich begrenzten (mehr oder weniger langen) Zeitraum z. T. starke Auswirkungen auf das Sicherheitsgefühl in der breiten Bevölkerung haben können. Eine periodische Berichterstattung und Analyse ist daher durchaus sinnvoll und wünschenswert, um die Auswirkungen von Ereignissen und den Wandel von persönlichen und gesellschaftlichen Unsicherheitswahrnehmungen erfassen und zuverlässig einschätzen zu können.

- 1 Hierbei handelt es sich um eine gekürzte Fassung eines Aufsatzes, der unter dem Titel „Subjektive Sicherheit und Lebenszufriedenheit: Die besondere Bedeutung von Vertrauen und Kontrollüberzeugungen“ in Haverkamp, Rita; Arnold, Harald (Hg.): *Subjektive und objektivierte Bedingungen von (Un)Sicherheit – Studien zum Barometer Sicherheit in Deutschland (BaSiD)*. Duncker & Humblot: Berlin 2015, erscheinen wird.
- 2 Das Verbundprojekt (Laufzeit: 2010–2014) wurde unter der Leitung des Max-Planck-Instituts für ausländisches und

internationales Strafrecht durchgeführt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert.

- 3 Nähere Informationen zum SOEP unter: <http://www.diw.de/soep>.
- 4 Die offene Frage nach den persönlichen Sorgen lautet: „Jetzt geht es um Ihre persönlichen Sorgen im Leben. Gibt es etwas, das Ihnen derzeit für Ihre persönliche Situation Sorgen macht?“, die offene Frage im Hinblick auf die gesellschaftliche Sicherheit lautet: „Nun geht es um die allgemeine Situation in Deutschland. Gibt es etwas, das Ihnen im Hinblick auf die Situation in Deutschland Sorgen macht?“.
- 5 Die telefonischen Interviews wurden im Auftrag des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht durch das Umfrageinstitut TNS Emnid in der Zeit von September bis November 2012 durchgeführt. Befragt wurden 2.525 repräsentativ ausgewählte Bundesbürger im Alter ab 18 Jahren.
- 6 Luhmann (1990) unterscheidet zwischen Risiken und Gefahren. Während Gefahren keinem Akteur zugeschrieben werden (z. B. Naturkatastrophen, für die niemand verantwortlich ist), können Risiken bestimmten Akteuren zugeschrieben werden. Mit Risiken sind somit Entscheidungen und Verantwortlichkeiten verbunden (vgl. Luhmann 1990: 7ff).
- 7 Neben den vorgestellten deskriptiven Analysen wurden eine Reihe linearer OLS-Regressionen durchgeführt. Aus Platzgründen können hier nicht alle Regressionsanalysen zur Erklärung der insgesamt zwölf persönlichen und zehn gesellschaftlichen Sorgen wiedergegeben werden. Daher werden lediglich die Regressionsergebnisse zu den Sorgen-Indizes dargestellt. Wichtige inhaltliche Ergebnisse zu einzelnen Sorgen werden jedoch im Text thematisiert. Bei den Regressionsanalysen fungieren die zwei Sorgen-Indizes (Tabelle 1) und die Lebenszufriedenheit (Tabelle 2) jeweils in parallelen Modellen als abhängige Variablen, die eine einheitliche 11-stufige Antwortskala zwischen 0 und 10 besitzen und für die ein Intervallskalenniveau angenommen wird. Dies vereinfacht die Interpretation der unstandardisierten Beta-Koeffizienten in den Tabellen: ein Koeffizient von 1 bedeutet den Anstieg von Sorge oder Lebenszufriedenheit um einen ganzen Skalenpunkt auf der Skala zwischen 0 und 10.
- 8 Der Gesundheitszustand und die sozialen Kontakte der Befragten, die sich als bedeutsame Einflussgrößen in anderen Studien gezeigt haben, konnten in den dargestellten Analysen leider nicht als Kontrollvariablen berücksichtigt werden.
- 9 Julian Rotter (1966) beschreibt das Konzept der Kontrollüberzeugung (engl. „locus of control“) als Persönlichkeitsmerkmal, wobei er zwischen einer internalen und externen Kontrollüberzeugung differenziert. Eine internale Kontrollüberzeugung beschreibt das Ausmaß, in dem ein Individuum annimmt, Ereignisse kontrollieren zu können und diese

somit als Resultat des eigenen Verhaltens erlebt. Demgegenüber definiert eine externe Kontrollüberzeugung das Ausmaß, in dem das Individuum Ereignisse als fremdgesteuert und unbeeinflussbar wahrnimmt, und stattdessen externe Einflüsse verantwortlich macht (vgl. Krampen 1982).

- Cummins, Robert A.; Eckersley, Richard; Pallant, Julie; Van Vugt, Jackie; Misajon, RoseAnne, 2003: *Developing a national index of subjective well-being: The Australian unity wellbeing index*. In: *Social Indicators Research* 64, S. 159–190.
- Dittmann, Jörg, 2009: *Unsicherheit in Zeiten gesellschaftlicher Transformation. Zur Entwicklung und Dynamik von Sorgen in der Bevölkerung in Deutschland*. In: *SOEPpapers* 243. Berlin.
- Esser, Hartmut, 1999: *Soziologie – Spezielle Grundlagen: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt a. M.
- Hummelsheim, Dina, 2015 (im Erscheinen): *Subjektive Sicherheit und Lebenszufriedenheit: Die besondere Bedeutung von Vertrauen und Kontrollüberzeugungen*.

In: Haverkamp, R., Arnold, H. (Hg.), 2015: *Subjektive und objektivierte Bedingungen von (Un)Sicherheit – Studien zum Barometer Sicherheit in Deutschland (BaSiD)*. Duncker & Humblot: Berlin.

- Hummelsheim, Dina, Oberwittler, Dietrich, 2014: *Unsicherheitsgefühle und ihr Einfluss auf die Lebenszufriedenheit in Deutschland. Empirische Ergebnisse einer Bevölkerungsbefragung zu Sicherheit und Lebensqualität in Deutschland 2012*. In: Hoch, H., Zoche, P. (Hg.), 2014: *Sicherheiten und Unsicherheiten. Soziologische Beiträge*. Berlin: Lit-Verlag, S. 53–74.
- Kaufmann, Franz-Xaver, 1973: *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften*. Stuttgart.
- Krampen, G., 1982: *Differentialpsychologie der Kontrollüberzeugungen*. Göttingen.
- Lazarus, Richard S., 1999: *Stress and Emotion. A new Synthesis*. London.
- Lazarus, Richard S., Folkman, S., 2006: *Stress, Appraisal, and Coping*. New York.
- Luhmann, Niklas, 1990: *Risiko und Gefahr*. Hochschule St. Gallen für Wirtschafts-,

Rechts- und Sozialwissenschaften, Aulavorträge 48.

- Maslow, Abraham H., 1943: *A Theory of Human Motivation*. In: *Psychological Review* 50/4, S. 370–396.
- Maslow, Abraham H., 2014 (1954): *Motivation und Persönlichkeit*. Reinbek.
- Rotter, Julian B., 1966: *Generalized Expectations for Internal versus External Control of Reinforcement*. In: *Psychological Monographs* 80/1, 1–28.
- Thomas, William I., Thomas, Dorothy S., 1928: *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York.
- Wall, Erika, Olofsson, Anna, 2008: *Young people making sense of risk: How meanings of risk are materialised within the social context of every-day life*. In: *Young – Nordic Journal of Youth Research* 16/4, S. 431–448.
- Webb, David, Wills-Herrera, Eduardo, 2012: *Subjective Well-Being and Security*. Dordrecht, Heidelberg, London, New York.
- Dina Hummelsheim, GESIS
Tel.: 0621 / 1246-241
dina.hummelsheim@gesis.org

Finanzielle Probleme und Stress im Lebenslauf haben einen Einfluss auf das Risiko einer Herzkrankung im späteren Leben

Laut Weltgesundheitsorganisation zählen Herzkrankungen (cardiovascular diseases) zu den häufigsten Todesursachen weltweit. Unter Herzkrankungen fallen dabei z. B. Bluthochdruck, Herzinfarkt, Schlaganfall und ähnliche Erkrankungen. Als Hauptursache für Herzkrankungen werden Rauchen, wenig Bewegung, ungesundes Essen und Alkoholmissbrauch angeführt. Daneben spielen aber auch Vererbung, Armut und Stress eine Rolle (WHO 2015). Was Herzkrankungen von anderen Krankheiten deutlich unterscheidet ist, dass das Risiko einer Herzkrankung auch mit Deprivation in der Kindheit verbunden ist (Brunner 1997). Mit ungünstigen Bedingungen in der Kindheit sind in der Regel die Auswirkungen von Armut und ökonomischer Benachteiligung auf schlechtere Aufstiegschancen im späteren Leben gemeint (z. B. Brunner 1997, Pearlín et al. 2005). Diese ungünstigeren Lebensbedingungen sind dafür verantwortlich, dass Personen im Laufe ihres Lebens größerem Stress und Stress auslösenden Lebensumständen, wie einem höheren Armutsrisiko, ausgesetzt sind, der sich kurz-, mittel- und langfristig negativ auf die Gesundheit auswirken kann (Brunner 1997, Thoits 2010). Im folgenden Aufsatz soll genau dieser Einfluss von Stress und Stressoren auf das Auftreten einer Herzkrankung untersucht werden. Dazu werden die internationalen Daten des 2008–2009 erhobenen SHARELIFE Projekts verwendet. Diese Daten bieten die Möglichkeit, Lebensbedingungen über den ganzen Lebenslauf zu berücksichtigen und mit Erkrankungen im späteren Leben in Verbindung zu bringen.

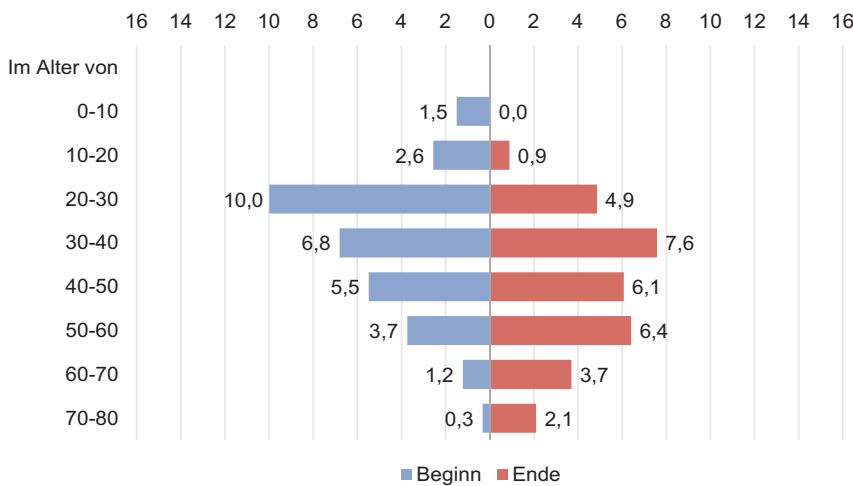
Gesundheit ist eng mit dem Lebenslauf verbunden. So haben Kinder, die in ungünstigen Verhältnissen aufwachsen (bspw.: Armut, zerrüttete Familien, schlechte Wohnsituation) langfristig ein höheres Krankheitsrisiko, das sich bis ins höhere Alter fortsetzen kann (siehe z. B. Brandt et al. 2012; Haas 2008). Aber auch die eigene sozio-ökonomische Position ist abhängig

von der Herkunft und dem Lebenslauf. So ist aus zahlreichen Untersuchungen bekannt, dass die Bildung der Eltern einen großen Einfluss auf die Bildungschancen der Kinder hat. Womit schon sozio-ökonomische Bedingungen vor der Geburt einen Einfluss auf die sozio-ökonomischen Chancen im Leben haben können (Pearlín et al. 2005). Der Zusammenhang zwischen der sozio-

ökonomischen Lage und Gesundheit ist indirekt (Kahn/Pearlín 2006; Link/Phelan 1995). So geht man beispielsweise davon aus, dass ungünstigere ökonomische Bedingungen dazu führen, dass das Lebensumfeld schlechter für die Gesundheit ist (bspw. Entfernung zu Straßen, Fabriken, etc.), aber auch das Wissen über spezifisches Gesundheitsverhalten variiert mit dem sozio-ökonomischen Status, nicht zuletzt sind Berufe, die eine höhere Bildung voraussetzen, zumeist auch mit einem geringeren Gesundheitsrisiko verbunden. Neben den offensichtlichen negativen Auswirkungen von gesundheitsschädlichem Verhalten, Umwelteinflüssen und Ähnlichem liegt der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Gesundheit vor allem im Stress, der durch eine ungesicherte soziale Position verursacht wird. So kann Armut Stress verursachen, der schädlich für die Gesundheit ist, aber auch die Sorge um die Arbeitsplatzsicherheit kann die Ursache für Stress sein.

Stress kann durch Veränderungen im Lebenslauf ausgelöst werden (Pearlín/Skaff 1996). So ist das Stressniveau während der sog. „Rush-Hour“ des Lebens, während der sowohl eine Familie gegründet, als auch das Fundament für die spätere berufliche Laufbahn gelegt wird, sicherlich höher als zu anderen Lebensphasen (BMFSFJ 2006). Kurzfristiger Stress stellt kein Risiko dar, um ernsthaft zu erkranken, erst länger andauernder Stress führt zu einem erhöhten Krankheitsrisiko. Ein häufiger Stressor in unteren sozialen Schichten sind finanzielle Probleme, die vor allem, wenn sie länger andauern und im späteren Leben vorkommen, negativ für die Gesundheit sind (Kahn/Pearlín 2006).

Grafik 1: Beginn und Ende von Phasen finanzieller Probleme (in %)



SHARE, Welle 1-3, n (Ja) = 25.973; n (Jahre): Finanzen = 8.186

Während es in letzter Zeit vermehrt Studien zu den Auswirkungen von Kindheitsbedingungen auf die spätere Gesundheit gibt (z. B. Brandt et al. 2012), finden sich deutlich weniger Studien, die auch Ereignisse im weiteren Leben berücksichtigen und den gesamten Lebenslauf abdecken (u. a. Kesternich et al. 2014). Daneben ist auch nach wie vor unklar, welche Rolle der Zeitpunkt eines bestimmten Ereignisses im Lebenslauf für dessen Auswirkungen auf die Gesundheit spielt, während dies für Einflüsse der Kindheit vergleichsweise ausführlich untersucht ist (siehe z. B. Ben-Shlomo/Kuh 2002; Kahn/Pearlin 2006).

Life-History-Daten ermöglichen die Berücksichtigung des Lebenslaufs

Mit den Daten des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) ist es erstmals möglich, den Einfluss von verschiedenen Ereignissen im Lebenslauf auf die Gesundheit im Ländervergleich zu untersuchen (zu SHARE siehe Börsch-Supan et. al. 2013). SHARE ist eine repräsentative Umfrage der Bevölkerung ab 50 Jahren. Mittlerweile stehen fünf Wellen und 19 europäische Länder sowie Israel zur Analyse zur Verfügung. In der dritten Welle, die für diesen Aufsatz zentral ist, wurden die Befragten gebeten, Angaben über ihr gesamtes bisheriges Leben zu machen. Dabei wurden sie unter anderem gefragt:

- Wenn Sie zurück auf Ihr Leben blicken, gab es einen bestimmten Zeitraum, in dem Sie finanzielle Engpässe hatten?
- unter größerem Stress standen als in Ihrem übrigen Leben?

Zusätzlich wurde der Beginn und das Ende der einzelnen Phasen erfragt, so dass umfangreiche Analysen zu den einzelnen Zeitpunkten sowie der Dauer von Stress und finanziellen Engpässen möglich sind. Im Einzelnen wird dabei das Vorkommen (Nein/Ja) berücksichtigt. Die Zeit wird über das Alter beim Ende der Phase ins Modell integriert. Die Zeitdauer, die die einzelne

Phase gedauert hat, wird über die Anzahl an Jahren berücksichtigt. Im Durchschnitt haben Stressphasen 8,62 Jahre gedauert und Phasen finanzieller Schwierigkeiten 10,72 Jahre. Um den Einfluss von Ausreißern (Personen mit sehr langen Phasen) gering zu halten, wurde diese Variable für die Analysen logarithmiert.

Herzerkrankungen sind besonders mit Stress verbunden und werden deshalb für die Analyse ausgewählt (Brunner 1997). Herzerkrankungen wurden wie folgt abgefragt: *Hat Ihnen ein Arzt je gesagt, Sie litten/Leiden Sie derzeit unter einer der dort aufgeführten Krankheiten? [Damit meinen wir, dass Ihnen ein Arzt gesagt hat, Sie hätten diese Krankheit und dass Sie derzeit deswegen entweder behandelt werden oder darunter leiden.] (1. Herzinfarkt einschließlich Myokardinfarkt, Koronarthrombose oder andere Herzkrankheiten einschließlich Herzinsuffizienz)¹.*

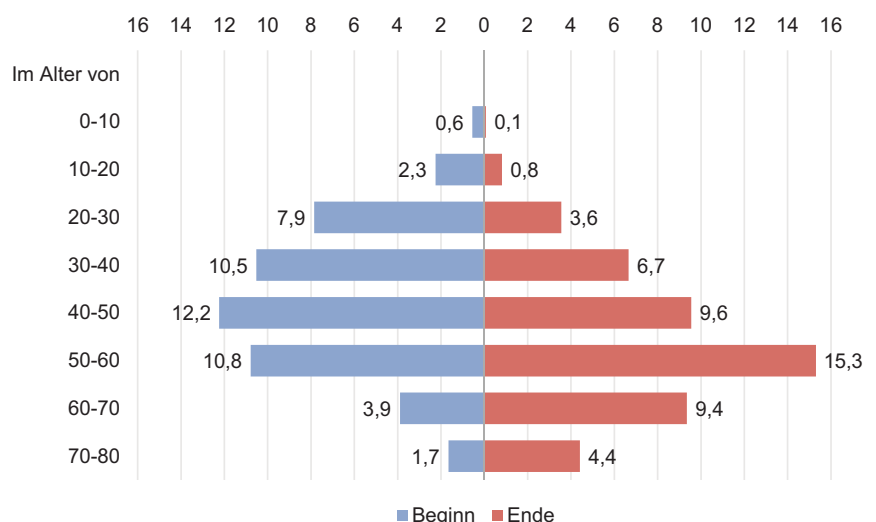
Der Einfluss von Aspekten der Kindheitsbedingungen und des Lebenslaufs wird in den folgenden empirischen Analysen über

die Anzahl von Krankheiten in der Kindheit und von Krankheiten im Laufe des Erwachsenenlebens kontrolliert. Krankheiten in der Kindheit beinhalten dabei Krankheiten wie Windpocken, Asthma, aber auch Knochenbrüche, oder Blinddarmentzündungen. Es wird bei den Analysen unterschieden zwischen „Keine Krankheiten“, „Eine Krankheit“ oder „Zwei und mehr Krankheiten“. Krankheiten im Erwachsenenalter sind Krankheiten, die im Erwachsenenalter (älter als 15 Jahre) auftraten und mindestens ein Jahr dauerten, bzw. deren Auswirkungen mindestens ein Jahr spürbar waren. Die Messung reicht dabei von „nie“ bis zu „drei und mehr“.

Daneben wird für eine Reihe von gesundheitsrelevanten Variablen kontrolliert: Rauchen (jemals geraucht), Alkoholkonsum (nie bis täglich, 7 Ausprägungen), körperliche Bewegung (nie vs. Dreimal im Monat oder häufiger) und Body Mass Index (BMI). Des Weiteren wird der sozio-ökonomische Status über Einkommen, Vermögen (eingeteilt in 20 gleich große Kategorien) und hohe Bildung (ISCED 5 und 6) ins Modell integriert, ebenso wie Alter und Geschlecht. SHARE ist ein europäischer Datensatz und die einzelnen Länder werden als Dummy-Variablen einbezogen.

Bei der Variable Herzerkrankung handelt es sich um eine binäre Variable mit den Ausprägungen 0=Nein und 1=Ja. Die multivariaten Analysen basieren aus diesem Grund auf einem binären logistischen Regressionsmodell. Berichtet werden Regressionskoeffizienten. Werte größer 0 bedeuten einen positiven Zusammenhang mit Herzerkrankungen, Werte kleiner 0 deuten auf einen negativen Zusammenhang hin, Werte gleich oder nahe 0 bedeuten einen irrelevanten Zusammenhang. In letzter Zeit wird zu Recht darauf hingewiesen, dass die Interpretation von Logitkoeffizienten nicht unproblematisch ist (z. B. Best/Wolf 2011). Aus diesem Grund wird bei der Interpretation vor allem die Richtung und weniger die Stärke eines Zusammenhangs interpretiert.

Grafik 2: Beginn und Ende von Stressphasen (in %)



SHARE, Welle 1-3, n (Ja) = 25.973; n (Jahre): Stress = 12.573

Tabelle 1: Auswirkungen von finanziellen Problemen und Stress auf das Erleiden einer Herzerkrankung – logistische Regressionen

	Finanzielle Probleme			Stress		
	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 1	Modell 2	Modell 3
Auftreten von Stress/ finanziellen Problemen						
Ja/Nein	0,15**			0,17**		
Ende der Periode im Alter von Nicht vorgekommen						
0-20		0,14			0,07	
20-30		0,14			0,08	
30-40		-0,02			-0,01	
40-50		0,23*			0,09	
50-60		0,13			0,29**	
60-70		-0,07			0,15+	
70+		0,60+			-0,06	
Noch andauernd		0,28**			0,28**	
Zeitdauer			0,03			0,11**
Kindheit und Lebenslauf						
Krankheit in Kindheit						
Keine	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
Eine	-0,02	-0,02	0,02	-0,04	-0,04	0,06
Zwei und mehr	0,05	0,06	0,11	0,04	0,04	0,13
Krankheit im Erwachsenenalter	0,29**	0,29**	0,29**	0,29**	0,29**	0,27**
Gesundheitsverhalten						
Rauchen	0,17**	0,17**	0,23**	0,17**	0,18**	0,21**
Alkoholkonsum	-0,04**	-0,04**	-0,05*	-0,04**	-0,03**	-0,02
Körperliche Bewegung	-0,47**	-0,48**	-0,62**	-0,47**	-0,47**	-0,44**
BMI						
Untergewicht (< 18,5)	0,11	0,11	0,36	0,12	0,12	0,16
Normal (18,5 - 24,9)	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
Übergewicht (25-29,9)	0,16**	0,15**	0,11	0,16**	0,16**	0,16*
Starkes Übergewicht (>30)	0,47**	0,46**	0,46**	0,47**	0,47**	0,47**
Sozioökonomischer Status						
Einkommen	-0,01+	-0,01+	-0,01	-0,01*	-0,01+	-0,01
Vermögen	-0,00	-0,00	-0,01	-0,00	-0,01	-0,01+
Bildung						
Hoch	-0,06	-0,06	-0,20	-0,08	-0,07	-0,09
Demographie						
Alter	0,06**	0,06**	0,06**	0,06**	0,06**	0,06**
Geschlecht (Mann)	0,66**	0,67**	0,68**	0,67**	0,67**	0,71**
Länder						
Schweden	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
Dänemark	-0,45**	-0,42**	-0,39+	-0,43**	-0,41**	-0,16
Niederlande	-0,32**	-0,30**	-0,30	-0,32**	-0,29*	-0,26
Belgien	-0,15	-0,13	0,03	-0,16	-0,15	-0,08
Deutschland	-0,10	-0,08	0,06	-0,10	-0,08	0,17
Frankreich	-0,01	-0,00	0,01	-0,01	-0,01	0,07
Österreich	-0,20	-0,21	-0,13	-0,17	-0,16	-0,07
Schweiz	-0,71**	-0,69**	-0,60*	-0,71**	-0,70**	-0,71**
Spanien	-0,50**	-0,52**	-0,68**	-0,48**	-0,48**	-0,68**
Italien	-0,32**	-0,32**	-0,18	-0,32**	-0,32**	-0,27+
Griechenland	-0,15	-0,15	0,03	-0,11	-0,11	0,04
Polen	0,50**	0,50**	0,59**	0,51**	0,51**	0,64**
Tschechien	-0,01	0,00	-0,05	-0,01	0,00	-0,09
N	22,666	22,586	7,095	22,666	22,538	11,454

Datenbasis: SHARE, Welle 1-3; ** p<0,01, * p<0,05, + p<0,1

Deutliche Unterschiede zwischen finanziellen Problemen und Stress

Betrachtet man zunächst die Häufigkeit der zwei ausgewählten Ereignisse, fällt sofort auf, dass deutlich mehr Befragte in ihrem Leben an Stress gelitten haben als an finanziellen Problemen. Circa 30% der Befragten gaben über alle Länder an, dass sie in ihrem Leben eine Phase finanzieller Probleme hatten. Während fast 50% der Befragten angaben, eine Phase mit erhöhtem Stress gehabt zu haben. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass Befragte auch Phasen finanzieller Probleme primär als Stress interpretieren. Der Zusammenhang zwischen finanziellen Problemen und Stress fällt mit einem Korrelationskoeffizienten von 0.24 allerdings relativ gering aus.

Interessant ist die Verteilung der einzelnen Ereignisse über den Lebenslauf. Finanzielle Probleme finden sich vor allem im frühen und mittleren Erwachsenenalter zwischen 20 und 40 Jahren. Typischerweise dauern diese Probleme auch nicht deutlich länger als 10 Jahre, mit einer mittleren Dauer von 11 Jahren. Neben diesem Höhepunkt finden sich weitere Kumulationen im mittleren Erwachsenenalter (30, 40 und 50 Jahre), diese sind allerdings bei weitem nicht so häufig wie Probleme in jungen Jahren. Perioden von Stress treten später auf. Zwischen 40 und 50 liegt hier der höchste Ausschlag. Das deutet daraufhin, dass möglicherweise der Beruf Stress verursacht. Beim zweiten Höhepunkt zwischen 50 und 60 Jahren könnten eventuell zudem Probleme mit dem Übergang in den Ruhestand verantwortlich sein. Im Gegensatz zu finanziellen Problemen dauern Phasen von Stress allerdings etwas kürzer mit einem Mittelwert von 9 Jahren.

Kritische Ereignisse haben Einfluss auf Gesundheit – und der Zeitpunkt ist wichtig

Tabelle 1 zeigt die Ergebnisse von jeweils drei einzelnen Modellen für den Zusammenhang zwischen finanzielle Problemen, Stress und Herzkrankungen im späteren Leben. Krankheiten in der Kindheit scheinen keinen Einfluss auf Herzkrankheiten zu haben, das gilt allerdings nicht für Krankheiten im späteren Leben, die signifikant mit dem Auftreten eines Herzinfarktes verbunden sind. Für gesundheitsrelevantes Verhalten ergeben sich größtenteils erwartbare Zusammenhänge. Rauchen und Übergewicht sind schlecht für Herzkrankungen, während körperliche Bewegung negativ mit Herzkrankungen zusammenhängt. Das gilt erstaunlicherweise auch für Alkoholkonsum. Befragte, die angaben, häufiger zu trinken, haben eine geringere Wahrscheinlichkeit an einem Herzinfarkt zu leiden. Dieser Zusammenhang findet sich in der Literatur jedoch häufiger (s. a. Brandt et al. 2012). Wie zu erwarten war, hat der sozio-oekonomische Status keinen signifikanten Zusammenhang mit Herzkrankungen, wenn für gesundheitsrelevantes Verhalten kontrolliert

wird. Alter und Geschlecht weisen die zu erwarteten Zusammenhänge auf. Sowohl ältere Befragte als auch Männer haben eher Herzprobleme.

Sind im Lebensverlauf finanzielle Probleme und Stress aufgetreten, geht dies mit einem erhöhten Risiko für Herzkrankungen einher – zunächst ohne zu differenzieren, zu welchem Zeitpunkt dieses Ereignis stattfand. Ein zeitlicher Zusammenhang zwischen dem Auftreten der einzelnen Ereignisse und einer Herzkrankung wäre aber durchaus zu erwarten, wenn beispielsweise Stress und Herzkrankungen in unmittelbarer zeitlicher Nähe stattfinden würden. Aus diesem Grund wird in Modell 2 das Ende der jeweiligen Periode berücksichtigt. Hierbei zeigt sich, dass finanzielle Probleme vor allem im Alter zwischen 40 und 50 und Stress zwischen 50 und 60 Jahren negativ für die Gesundheit sind bzw. das Herzinfarktrisiko erhöhen. Im Falle von finanziellen Problemen und Stress sind aber auch diejenigen Personen gefährdet, die sich aktuell noch in dieser Phase befinden. Erstaunlicherweise spielt die Dauer einer Phase finanzieller Probleme keine große Rolle. Nur bei Stress verstärkt sich die negative Wirkung, wenn die Phase länger dauert.

Alles in allem zeigt sich, dass kritische Lebensphasen einen Einfluss auf das Herzinfarktrisiko haben und sich langfristig negativ auf die Gesundheit auswirken können. Damit werden ähnliche Ergebnisse aus anderen Studien bestätigt (für erfolgreiches Altern: Brandt et al. 2012, Gesundheit: Haas 2008; Herzinfarkt: Van den Berg et al. 2011). In Fällen von finanziellen Problemen zeigt sich jedoch im besonderen Maße, dass der Zeitpunkt eine wichtige Rolle spielt. Grafik 1 hat deutlich gezeigt, dass die meisten Befragten in ihrem frühen Erwachsenenleben darunter litten. Die negativen Auswirkungen sind jedoch im Hinblick auf das Herzinfarktrisiko am größten, wenn die Probleme später im Leben auftraten. Die Folgen eines (typischerweise) früheren Auftretens im Lebenslauf bleibt also folgenlos. Es zeigt sich insbesondere für Stress, dass sich der gesundheitsschädliche Einfluss verstärkt, je länger die Phase andauert. Es ist in diesem Zusammenhang denkbar, dass bei finanziellen Problemen ein Gewöhnungseffekt eintritt, der dafür sorgt, dass der schädigende Einfluss auf die Gesundheit nicht mit der Dauer zunimmt.

1 Circa 11 % der Befragten haben diese Frage bejaht.

Ben-Shlomo, Yoav, Kuh, Diana, 2002. A life course approach to chronic disease epidemiology: conceptual models, empirical challenges and interdisciplinary perspectives. In: *International Journal of Epidemiology* 31, S. 285-293.

Van den Berg, Gerard J., Doblhammer-Reiter, Gabriele, Christensen, Kaare, 2011: *Being Born Under Adverse Economic Conditions Leads to a Higher Cardiovascular Mortality Rate Later in Life:*

Evidence Based on Individuals Born at Different Stages of the Business Cycle. *Demography* 48, S. 507-530.

Best, Henning, Wolf, 2012: *Modellvergleich und Ergebnisinterpretation in Logit- und Probit-Regressionen.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 64, S. 337-395.

BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), 2006. *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik.* Siebter Familienbericht.

Börsch-Supan, Axel, Brandt, Martina, Hunkler, Christian, Kneip, Thorsten, Korbmacher, Julie, Malter, Frederic, Schaan, Barbara, Stuck, Stephanie, Zuber, Sabrina, 2013: *Data Resource Profile: The Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE).* In: *International Journal of Epidemiology* 42, S. 992-1001.

Brandt, Martina, Deindl, Christian, Hank, Karsten, 2012: *Tracing the Origins of Successful Aging: The Role of Childhood Conditions and Social Inequality in Explaining Later Life Health.* In: *Social Science & Medicine* 74, S. 1418-1425.

Brunner, Eric, 1997: *Stress and the Biology of Inequality.* *BMJ* 314, S. 1472-1476.

Haas, Steven, 2008: *Trajectories of functional health: The 'long arm' of childhood health and socioeconomic factors.* In: *Social Science & Medicine* 66, S. 849-861.

Kahn, Joan R., Pearlin, Leonard I., 2006: *Financial Strain over the Life Course and Health among Older Adults.* In: *Journal of Health and Social Behavior* 47, S. 17-31.

Kesternich, Iris, Siflinger, Bettina, Smith, James P., Winter, Joachim K., 2014: *The effects of World War II on economic and health outcomes across Europe.* In: *The Review of Economics and Statistics* 96, S. 103-118.

Link, Bruce G., Phelan, Jo, 1995: *Social Conditions as Fundamental Causes of Disease.* In: *Journal of Health and Social Behavior* 35, S. 80-94.

Pearlin, Leonard I., McKean Skaff, Marilyn 1996: *Stress and the Life Course: A Paradigmatic Alliance.* In: *The Gerontologist* 36, S. 239-47.

Pearlin, Leonard I., Schieman, Scott, Fazio, Elena M., Meersman, Stephen C., 2005: *Stress, Health, and the Life Course: Some Conceptual Perspectives.* In: *Journal of Health and Social Behavior* 46, S. 205-19.

Thoits, Peggy A., 2010: *Stress and Health: Major Findings and Policy Implications.* In: *Journal of Health and Social Behavior* 51, S. S41-S53.

World Health Organization (WHO) (2015): http://www.who.int/topics/cardiovascular_diseases/en/ [Stand: 04.07.2015]

■ Christian Deindl
Universität zu Köln
Tel.: 0221 / 470-2317
deindl@wiso.uni-koeln.de

Herausgeber

GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
Zentrum für Sozialindikatorenforschung

Postfach 12 21 55
D-68072 Mannheim
Telefon 06 21 / 12 46-0
www.gesis.org/soziale-indikatoren

Redaktion

Dr. Stefan Weick

Satz und Druck

Verlag Pfälzische Post GmbH
Winzinger Straße 30,
67433 Neustadt/Weinstraße

Gestaltung

GESIS

GESIS ist Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft.

Bei Quellenangabe frei zum Nachdruck;
Beleg erbeten
ISSN 0935-218X

Buchhinweis

Quality of life in Europe – facts and views

Das Statistische Amt der Europäischen Union (Eurostat) hat im Juni dieses Jahres den Band „Quality of life in Europe – facts and views“ publiziert. Auf 266 Seiten präsentiert der Bericht Analysen zur Lebensqualität in der Europäischen Union und ihrer Mitgliedsstaaten sowie den Staaten der Europäischen Freihandelsassoziation (EFTA). Dazu werden Indikatoren zu objektiven Lebensbedingungen und deren subjektive Bewertung verwendet. Der Band ist

in neun Kapitel nach den Lebensbereichen „material living conditions; productive or main activity (covering employment); health; education; leisure and social interactions; economic and physical safety; governance and basic rights; natural and living environment“ sowie dem bereichsübergreifenden Kapitel „overall life satisfaction“ gegliedert. Als zentrale Datenbasis dienen die Befragungen der Statistics on Income and Living Conditions (EU-SILC), ergänzt

durch den EU Labor Force Survey (EU-LFS) und weitere Datenquellen des European Statistical System (ESS). Die Publikation ist im EU-Bookshop oder als kostenloser Download (pdf) erhältlich.
ISBN: 978-92-79-43616-1
DOI: 10.2785/59737

■ **Stefan Weick, GESIS**
Tel.: 0621 / 1246-245
stefan.weick@gesis.org

Villa Vigoni-Konferenz 2015

“Social Monitoring and Reporting in Europe”

Vom 26. bis 28. Oktober dieses Jahres findet die 10. Konferenz “Social Monitoring and Reporting in Europe” zum Thema “Policy Goals, Societal Values and Citizen’s Preferences: How We Live and How We Want to Live in Europe” in der Villa Vigoni statt (Informationen: <http://www.gesis.org/soziale-indikatoren>).

Bei Interesse an Teilnahme wenden Sie sich per Email an Dr. Heinz-Herbert Noll (hh.noll@t-online.de).

Lebensqualitätsforschung zwischen Wissenschaft und Politikberatung

Jahrestagung der DGS-Sektion Soziale Indikatoren in Zusammenarbeit mit dem Forschungsverbund Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland Berlin, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, 1.-2. Oktober 2015 (Informationen: <http://www.gesis.org/soziale-indikatoren>).

Anmeldungen bitte per Email an Frau Fuhrmann-Herzberg, Sekretariat Allgemeine Soziologie/Makrosoziologie, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (manuela.fuhrmann-herzberg@ovgu.de).